Gub. rev. 402-1
Hastfer

<36604828890016

<36604828890016

Bayer. Staatsbibliothek

H. Gall

792

Leben
und
Kunst in Paris
seit
Napoleon dem Ersten.

Von

Helmina von Hastfer, geb. von Klenk.

Erster Theil.

Weimar
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
1805.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zueignung
an
Vivant Denon.

Mit dem geliebten Namen reich an Ruhme,
Vergönntest Du mir, Freund, dies Buch zu schmücken.
Ich lebte in der Künste Heiligthume,
Da mochte Deine Freundschaft mich beglücken,
Und hoher Schönheit ernst verschwiegne Blume
Entfaltet Deine Lehre meinen Blicken.
Mit Dir hab' ich dies Werk gedacht, empfunden,
Drum weih' ich Dir die Frucht so schöner Stunden.

Im Busen hegt' ich treu den frommen Sinn
Zur edlen Kunst, von Göttern selbst gesandt.
Sie leitet uns zum Quell der Schönheit hin,
Und Schöpferkraft giebt sie des Menschen Hand;
Wohl ihm, dem ihre Liebe ward Gewinn,
Und seelig, wer sie seine Braut genannt!
Sie zeiget ihm des Weltalls Herrlichkeit
Und ihre Mitgift ist Unsterblichkeit.

Drum mocht' ich gern nach ihren Schätzen spähen,
Und was ich fand, mit Lust und Muth enthüllen;
Und konnt ich gleich mehr ahnden als verstehen,
Und würdig nicht solch edlen Zweck erfüllen:
Doch werden meine Worte nicht vergehen,
Wenn sie ein Herz mit Kunstgefühl erfüllen.
Wohl ruhet viel in ferner Zukunft Schoos
Oft ist die Ursach' klein, die Wirkung groß.

Ein prunklos Körnlein, fällt's auf edles Land,
Muß hoch als Baum hinan zu Sternen sprießen.
Drum sey getrost dies Werk hinausgesandt
Als Bächlein sich ins Weltmeer zu ergießen;
Verliert es sich auch dort, so hat es doch Bestand;
Und muß es gleich mit leisem Rieseln fließen,
Doch mag an seinem Rand die Rose stehen,
Der Himmel es als Spiegel nicht verschmähen.

Helmina.

Einleitung.

Vom unruhigen Traum einer zügellosen Freiheit erwachend, fühlte sich das Französische Volk unbestimmt und muthlos in seinen Kräften. Es war ermüdet von dem gewaltsamen Rucke, der es um so viele Jahrhunderte zurückversetzt hatte in die Zeiten der Barbarei. Mit Schauder blickte es zurück auf die Opfer, die theils der Strafe, theils einer blinden Rache gefallen waren. Die Herrlichkeit des Throns, das Angedenken Karls des Großen, die Rechte der Stände, die Religion, die tausendfach verschlungene Kette der bürgerlichen Verhältnisse, alles war zerrüttet, und ohne Ordnung konnte auch der Glanz und die Würde der Nation nicht bestehen. Lange hatten sich schon in den Gemüthern die Erinnerungen der alten königlichen Pracht wieder geregt, und die Sehnsucht darnach wurde wieder leben-

dig. Die Gesetze, die äußere Konvenienz, das Ceremoniel, die Titel, alles trat von neuem in seine vorigen Rechte.

Die Frauen waren die ersten, welche es fühlten, wie sehr sie selbst beim Wechsel verloren hatten. Wenn in alten Zeiten gegen Frauen die feinste Etiquette beobachtet wurde, auf das Ansehen gegründet, welches ihre Decenz ihnen geben mußte, so war das Betragen der Männer seit der Revolution in dem Maaße leicht und — ungezwungen, wie die Weiber es selbst zu verlangen schienen. War es möglich, eine Frau mit Achtung zu behandeln, deren freies Wesen und ganz öffentliche und frivole Existenz das Publikum in die Bekanntschaft ihrer Verhältnisse hineinzieht, und deren Anzug auch keine Spur mehr von Verschämtheit zeigt? Die Frauen selbst schnitten den Männern jede Gelegenheit ab, eine bessere Meinung von ihnen zu haben, als sie selbst von sich hatten. Doch dieser Taumel währte nur kurze Zeit, und die Frauen fühlten die Nothwendigkeit, sich wieder mit Achtung zu umgeben. Unmerklich gieng der Attizismus der zu lebhaften Republikanerinnen wieder in die gemeßne Konvenienz Französischer Sitte über. Mit dem Luftgewande der neuen Aspasien wurden alle Ansprüche auf Griechheit

abgelegt, die flüchtige Tändelei des Nationalgeschmacks betrat von neuem in Triumph den Thron, und das Triebrad der erfinderischen Mode gerieth in neue Bewegung. So geschah es denn, daß Männer und Frauen in ihrer Rückkehr zur alten Sitte gleichen Schritt hielten, und in wie mancherlei Gestalt sich auch der Franzos seit Jahren gezeigt hatte, dennoch war er in der Grundlage immer Franzos geblieben, und fühlte das Bedürfniß, wiederum als wahrer Franzos zu erscheinen.

Das Wiederaufleben der höchsten Gewalt, der Glanz eines neuen Hofes, weiset den Kräften des Volkes ein Centrum an. Mit neuem Eifer wirken Industrie und Kunst, die von den Stralen des Thrones ihr Gedeihen hoffen. Das gesellschaftliche Leben nimmt bestimmte Formen an und von einem ruhigen Standpunkt ausgehend, dreht sich in Ordnung der Kreis des bürgerlichen Wirkens.

Die Entwickelung dieses Ueberganges hatte viel Anziehendes für einen beobachtenden Geist. Unpartelisch aufgefaßt und mit Treue dargestellt, können die Ansichten eines unbefangenen Gemüthes nicht unwillkommen seyn.

Als ich vor vier Jahren hier ankam, fand ich Alles schon im Werden; Alles war beseelt und ermuntert, von den großen Hoffnungen, welche der Held aus Aegypten in den Gemüthern erweckt hatte. Es war eine glückselige und ernst entscheidende Krisis. Vom Schicksal selbst mit einer höhern Macht ausgestattet, besänftigte sein Gebot die stürmischen Geister. Nie war noch ein Mensch so groß erschienen, als Napoléon, der Friedensstifter Europens, der Wiederhersteller der Religion und guten Sitten in Frankreich. Nie werd ich das beseligende Schauspiel des allgemeinen Enthusiasmus vergessen, von welchem ich Zeuge war. — Napoléon hatte das Volk mit den Menschen, mit sich selbst und mit seinem Gotte versöhnt; er hatte Frankreich durch unsterbliche Siege verherrlicht, und hatte es mit den Schätzen der Kunst und des Wissens bereichert, die sonst der Stolz Italiens waren, und die der wißbegierige Gelehrte in Indien und Aegypten suchen mußte. Mit Dank und Ehrfurcht erkannte das Volk so unschätzbare Wohlthaten; es gab kein Herz, das nicht freudiger und lebendiger bei Bonapartes Namen geschlagen hätte, und ich selbst, entfernt vom Vaterlande, unter Fremden, von einem grausamen Schicksale niedergebeugt, mußte mich glücklich preisen in einer Zeit zu leben, die den Wundern wieder so nahe war.

Mit Blitzesschnelle folgten die Begebenheiten einander. Aus dem großen Chaos trat jedes Individuum wieder zurück in einen bestimmten Wirkungskreis; das Beispiel und der Wille des Herrschers rief das verblendete Volk zur Ordnung und zur Sitte zurück. Die Kräfte jedes Einzelnen wurden zum Besten des Ganzen in Thätigkeit gesetzt, und was Industrie und Kunst nur vermochten, wurde zur Verherrlichung der Nation unternommen und ausgeführt. So herrliche und zweckmäßige Unternehmungen hatte Frankreich noch nicht gekannt; auf so mannichfaltige und rühmliche Weise waren die Kräfte talentvoller Männer noch nicht hervorgerufen und benutzt worden, und einer so ehrenvollen Existenz hatten sie sich noch nicht zu erfreuen gehabt.

Im Kriege und im Frieden groß und weise, zeigte Bonaparte sich dem Volke als Vater, nachdem er sich als Beschützer gezeigt hatte. Kunst, Handel, Industrie, stehen in der erfreulichsten Blüte; bis an die entferntesten Gränzen des großen Reiches gelangt der umfassende Blick des Herrschers, und nichts kann ihm entgehen. Schon sind die ersten vier Jahre seiner Regierung rühmlich bezeichnet durch die Gesetze, die er gab, die Anstalten, die er gestiftet, die Verschönerungen

der Städte, die Produkte der Kunst, die kühnsten und herrlichsten Arbeiten des Ingenieurkorps, die sein Wille entstehen hieß. Wo ist Jemand, der noch seufzen und murren möchte? Von Ihm, der so vieles that, ist Alles zu hoffen.

I.

Kaiserliche Schlösser.

I.

Malmaison,

Lustschloß der Kaiserin.

Ich komme von Malmaison; ich bin entzückt darüber. Es nimmt mich nicht Wunder, daß es der Kaiserinn lieber ist, als St. Cloud. Wie freundlich liegt es da, das ländliche Schloß auf den Hügeln, von Rosenstauden und Lilas ganz umbuscht, und von Myrthen, Orangen, und hohen Lorbeerbäumen dicht umgeben. Die mildesten Lüfte kommen von den Weinbergen, seine weiten Gärten zu erfrischen. Der helle Bach schlängelt sich zwischen der Waldung durch anmuthige Hügel und Ebenen. Die malerischen Baumgruppen auf den Rasen verstreut, das frische Wiesengrün, das den Blick durch die Schlangengänge in die Ferne lockt. — — Mehr als einmal rief ich ihnen zu: care selve beati! Es ist als wäre der ganze Garten be-

lebt von einem Hauche süßer Liebe; keine Stelle, die nicht zum Herzen spräche!

In dieser reizenden Waldung nun, die ganz der Natur angehört, das fröhliche Leben und Kosen der Thiere, die hier aus allen Welttheilen vereint, eine friedliche Republik bilden, und so frei, so traulich, so behaglich leben, wie in Juliens Elysium. *) In den Gebüschen ganze Familien der seltensten Vögel, der Goldfasanen stolze Pracht und farbenreicher Schimmer, Hühner aus allen Ländern, von allen Familien. Die gekrönten Tauben, aus Neuholland, welche vorher Frankreich nie gekannt; noch andere Tauben, von einer Größe, einem Farbenspiel, wie ich sie nie gesehen. In den Gehägen, Hütten, wo sich Affen und Sapajous von allen Größen und Arten befinden. Hier seufzt die kleine Ursula, eine der artigsten Aeffinnen, die es giebt. Sie ist so schmeichelnd, so kosend, so angenehm muthwillig, man möchte an die Seelenwanderung glauben; es steckt wirklich eine Romanenheldin in diesem kleinem Sapajou. Die andern Affen sind ziemlich böse.

Auf dem Gewässer die mannichfaltigsten Gattungen der seltensten Wasservögel, unter ihnen der Monarch, der schönhalsige Schwan, in seiner weißen Federn silbernem Schmucke. Zwei herrliche Schwäne, schwarz wie Ebenholz, mit purpurrothen Augen, und hellglänzenden Schnä-

*) Siehe die neue Heloise.

beln; eine seltene Erscheinung! In den Gebüschen drei prächtige Strauße. Im Rasen Schildkröten, junge und alte. In den Gehägen der Bezoarbock, Gazellen, Rehe, Hirsche, Känguruhs u. a. von Blüten umgeben, die ganz ihr Gefängniß verstecken; die friedlichen Familien der Singvögel, und wer nennt sie noch alle, die Gattungen der schönsten und seltensten Vögel des Auslandes, die unter diesem sanften Himmel Pflege und Heymath finden?

Unweit des Schlosses befinden sich die Treibhäuser, und der Botanische Garten, wo die Kunst und Sorgfalt der Besitzerin die zartesten und köstlichsten Pflanzen und Blüthen hervorgehen heißt. Manche dieser Blumen haben nur eine Stunde zum Blühen. Wenn man bemerkt, daß sie aufbrechen wollen, wird der berühmte Redouté gerufen, der dem vergänglichen Moment ihres Blühens durch seinen Pinsel eine immerwährende Dauer giebt, und die Blume so rein und treu auffaßt in ihrer Eigenschaft, ihrer Farbe und ihren Bestandtheilen, dessen Darstellung dabei so lieblich ist, daß man sagen könnte, er vereinigt die Sorgfalt des fleißigen Künstlers mit der freien Anmuth der Natur.

Die Botanik ist die Lieblingsbeschäftigung der Kaiserin. Ihr Geschmack ist überhaupt der Natur sehr treu. Sie liebt die Blumenmalerei, und stickt selbst Blumen sehr schön. Zu ihren Lieblingszerstreuungen gehört das harmlose Leben der Thiere; die Musik füllt manche ihrer Stunden, und auch die Künste haben sich ihres Interesses zu

freuen. Nachdem wir den Garten gesehen, giengen wir wieder auf das Schloß zu, wo die große Voliere am Eingange uns zu verweilen gebot. Hier fanden wir in der erstaunungswürdigsten Vereinigung die köstlichsten Vögel aus Afrika, Asien und Amerika. Lebendige Paradiesvögel, drei herrliche Aras, eine Menge Papagayen, Toukans, und andere Vögel. Manche ganz purpur, andere purpur und saphyrblau, andere smaragd, andere himmelblau, Aurorfarb. Das Auge kann sich nicht sättigen an dem köstlichen Farbenspiele. Dazu ist es ein Geplauder, wie in einem Feenschloße: Bon jour Bonaparte! Vive Bonaparte! Gloire au heros! Auch kleine Schmeichelwörtchen: comment te portes tu? M'aimes tu? Der eine Papagay von Martinique sprach sein Bonjour so schmachtend und sentimental aus, daß ich lachen mußte.

Das Schloß ist von innen schöner als man es sich dem Aeußeren nach versprechen sollte; um so mehr, da die kleinen Zimmer auf eine sinnreiche Weise durch Spiegel vergrößert sind. Man hat nehmlich die Thüren ausgehoben, und die Seitenwände mit Spiegeln und Säulen dergestalt bedeckt, daß sie wie Verzierungen aussehen, und zugleich den Anblick der Zimmer vergrößern, indem sie dieselben zurückspiegeln. Manche Verzierungen in diesen Zimmern möchte ich unzweckmäßig und überladen finden, andere geschmacklos; wenn Verzierungen in einem hübschen Landhause überhaupt so ernsthaft behandelt zu werden verdienten.

Wir verweilten zuerst in dem einfachen Zimmer der Prinzessin Ludwig, wo über dem Bette ein Francesco francia hängt. Es ist eine Madonna, vor dem Christkinde kniend, mit gefaltenen Händen, hinter ihr blüht eine Rosenhecke, und eine heitere Landschaft breitet sich in der Ferne, unter dem hellen und klaren Himmel aus. Dies herrliche Gemälde ist voller Reiz und Gefühl der schönen Form. Vasari erwähnt, wie dieser Francesco francia beim Anblicke der heiligen Cäcilia von Raphael, von Bewunderung getroffen, seinen Tod gefunden habe.

In allen Zimmern prangen die reichsten antiken Materien, in Vasen und andern Zierrathen gearbeitet. Eine wahre Pracht! Auch befindet sich hier die Stutzuhr, die der Pabst dem Kaiser geschenkt hat. In den Möbeln und Verzierungen ist das Gold, die Bronze, sind die seltensten Steine verschwendet; doch ist wenig Einheit und Harmonie im Ganzen, und das Schloß sieht inwendig fast aus, als wäre es noch im Werden, welches nun eben auch nicht unwahr ist, denn die herrlichsten Antiken, die es zieren sollen, sind noch verschlossen in einem besondern Zimmer, wo ich sie gesehen habe.

Hier prangen fünf und dreißig Griechische und Hetruskische Vasen in den schönsten und mannichfaltigsten Formen. Unter diesen waren mir folgende vorzüglich merkwürdig.

Die erste: Cadmus gegen den Drachen strei-

tend, der den Kastalischen Brunnen bewahrt. Diese schöne Vase, der Kaiserin vom König von Neapel geschenkt, ist unter Hrn. Millins Direktion von dem hoffnungsvollen Künstler Dubois gezeichnet, und mit gelehrtem und schönem Text von Millin herausgegeben worden. Die Kaiserin hat das Geschenk dieses Kupferstichs sehr gnädig aufgenommen,

Zweitens, Herkules, dem in einen Stier verwandelten Achelous Ketten anlegend.

Drittens, der Eid der Sieben gegen Theben,

Viertens, der Zug der Amazonen zu Pferde.

In vielen andern ist die Zeichnung vortreflich, und sind herrliche Profile sichtbar. Ich enthalte mich einer nähern Beschreibung derselben. Unter den herrlichen Bronzen, die dem Kaiser vom Könige von Neapel geschenkt sind, bemerkte ich sechs Kandelaber, einen schönen Helm und andere Rüstungsstücke.

Einen schönen Dreifuß, eine Lampe, zwei herrliche Figuren des Herkules und des Merkur, eine Wage, einen Priapus mit Schellen; eine Schüssel um Eier zu kochen, ein großer und köstlicher Eimer. Von Mosaikarbeiten ein Fußboden, ein Kamin, ein Tisch von großer Schönheit. Von Kleinoden, im unvermischten ächtesten Golde, ein Halsband, zwei Armbänder, zwei Ohrgehänge, zwei Ringe, eine silberne Nadel, eine goldene Bulle.

Ferner,

Ferner, aus dem Herkulanum acht Musen, in enkaustischer Malerei, die neunte, Euterpe, fehlt; dann noch ein Apollo.

Die Kaiserin hat Geschmack an Alterthümern, geschnittenen Steinen und dergl. und kauft sie, wo sich nur welche finden.

Die Gemäldegallerie ist nicht reich, doch durch einige gute Bilder anziehend. In einem Zimmer hängt eine schöne Zeichnung von Julio Romano, und eine Skizze des Kopfes der heiligen Jungfrau von Leonardo da Vinci. Die Kaiserin liebt die Blumenmalerei sehr. Wir fanden in ihren Zimmern einen vortrefflichen Vandael von der elegantesten lebhaftesten Composition, die sich denken läßt, in üppiger und wilder Fülle der Blumen und Früchte; auch ein Blumenstück kann erfreuen, und der Geist kann sich angenehm damit beschäftigen, wenn es nur frisch und zart ist, es führt immer ein Bild des Frühlings und der Erheiterung herbei.

Im Schlafzimmer der Kaiserin steht ein runder Tisch, aus welchem Blumen sprossen, die von der Madame Rone sehr künstlich und täuschend gearbeitet sind. Alle Damen von Range in Paris bestellen Arbeit bei der Madame Rone; denn es ist hier Mode, sich immer mit den Blumen der Jahreszeit zu schmücken, (außer im Winter, wo man gern Phantasieblumen trägt) da nun natürliche Blumen, wie schön sie auch seyn mögen, und wie theuer sie auch ver-

kauft werden, doch immer zu wohlfeil sind, um getragen zu werden, oder im Haare zu prangen, so müssen gemachte Blumen, mit Wohlgeruch balsamitt, die Natur bis zur Täuschung ersetzen, und diese sind zart und vergänglich, wie wirkliche Blumen. Höchstens kann man sie dreimal tragen.

Im Schlafzimmer, so wie in vielen andern Zimmern fand ich Kupferstiche, sehr sauber ausgemalt, und nach den Zeichnungen kopirt, die Raphael Mengs nach den Malereien im Herkulanum gemacht. Diese tanzenden Horen, Musen und Grazien, auf dunkelm Grunde sind von glücklichem Effekt.

Das Schlafzimmer ist sehr reich verziert, doch ist ein solches Amalgama von Orientalischem, Aegyptischem und Römischem Stile darinne, daß man sich gern von seiner Pracht wegwendet, und zum Fenster hinausschaut, wo die liebe Natur, der schöne Garten, mit holdseliger Freundlichkeit die Blicke an sich ziehen.

Der Rathssaal sieht sehr militärisch aus, über dem Sekretaire darin hängt ein gutes Bild vom König Friedrich II. zu Pferde. Auch in Villiers fand ich eins. In einem der Zimmer hat man die Borten der Tapeten mit modernen Kriegsgeräthen bemalt, welches als Trophäe geordnet ist, und lustig genug aussieht, doch sieht man über so etwas hinweg, und rechnet es höchstens dem Maler zu.

In des Kaisers Bibliothek athmet der Geist des großen Mannes. Hier führt die ernste Größe und ruhige Simplicität der Verzierungen den Blick zurück in das Alterthum. Hier überläßt man sich gern den Gedanken an Bonaparte.

Ich fand hier die Originalzeichnung der Schlacht von Aboukir und der Pyramiden-Schlacht von Denon, die der Kaiser in seiner Bibliothek aufbewahrt.

Diese Zeichnungen haben das Verdienst, treu, auf dem Schlachtfelde selbst ohne Anmaaßung aufgefaßt und dargestellt zu seyn, und stören gewiß die Erinnerung Bonaparte's durch keine Abweichung von der Wahrheit.

* * *

Die Schweizerin aus dem Haslithale in Malmaison.

Oft noch dachte ich zurück an das holde Bild der Seeligkeit zweier Herzen, die, mit voller Kraft für das Leben ausgerüstet, sich liebend zu einem heiligen Bunde vereinigen. Jugend, Schönheit, Unschuld, Muth und Hoffnung, alle Gaben des Himmels wurden ihnen zu Begleitern auf der Bahn, die sie vereint antraten. Ihr Wandel wird keusch seyn und tugendhaft, und in ihren Kindern wird ihr vergangenes Leben von neuem aufblühen, zur Freude ihres Alters.

Ich war in der Kirche, ein schönes junges Paar, in fremder Tracht, trat herein, es waren Schweizer, vom Hasler Thale, der Kaiserin gespendet, um die Alpenkühe und Lämmer zu hüten, welche sie bei Malmaison hat. Nicht leicht hat eine Erscheinung einen so tiefen wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht. Beide erinnerten mich lebhaft an Herrmann und Dorothea. Die Braut, eine hohe schlanke jungfräuliche Gestalt, in der ersten Frischheit der Jugend, ernst und sittsam, mit einer Madonnenstirn, zwei großen schwarzen Augen, deren Blicke ganz der Demuth der verschämten Liebe, der keuschen Freundlichkeit gehörten; sie trug das braune Stirnhaar aufgeschlagen unter einem schwarzsamtnen Kopfpuß mit Golde reich und zierlich gestickt, darüber die Mirtenkrone mit Gold, verziert, in Blüthe stehend. Den weißen Nacken herunter fielen zwei starke Flechten ihres schönen Haares, bis auf die Hüften herab. Der Busen war so verhüllt, wie Göthe seine Dorothea beschreibt, am köstlichen rothen Brustlaß mit goldnen Trotteln und Schnüren ein schöner Blumenstrauß. Der Bräutigam war gleichfalls im Schweizerkostüm. Unser würdiger Teutscher Pastor Gambs, seegnete ihren Bund, im Angesicht der Gemeinde — dies ist nun etliche Monate her.

Gestern fuhr ich nach dem Schlosse St. Cloud, zur Madame M. Ihr Gemahl schlug uns mit geheimnißvoller Miene einen Spaziergang vor. Wir willigten ein, ohne zu wissen wohin es gehen sollte, doch sagte er uns, wir müßten uns auf einen weiten Gang gefaßt machen, und alles

was er für uns thun könnte, sey, den Wagen zur Rückfahrt zu bestellen. Nach Tisch um sechs traten wir die Wallfahrt an. Zuerst führte Herr M. uns durch den kaiserlichen Park, wo wir eine Menge Kaleschen fanden, alle mit acht Pferden bespannt, und auf die Befehle des Kaisers wartend, der vor Tisch mit seiner Gemahlin spazieren zu fahren pflegt. Wir bewunderten die Schönheit und Farbe dieser Gespanne, die alle auserlesen sind. Wir waren noch nicht 50 Schritte gegangen, als die eine der Kaleschen uns einholte. Der Kaiser saß darin mit der Kaiserin und der Madame Remusat. Alle grüßten uns, der Kaiser besonders, sehr freundlich; der Kalesche folgten Generale und Adjutanten zu Pferde. — Dieser Theil des Parks, der für den Kaiser und den Hof allein bestimmt ist, und wo kein Fremder hineingelassen wird, ist bei weitem nicht so schön als der öffentliche Park, dessen hohe tausendjährige Schatten und herrliche Wildniß, einen der prächtigsten Spaziergänge gewähren.

Am Ende des Parks schloß Herr M. eine Thüre auf, und führte uns hinaus. Wir befanden uns nun eine halbe Stunde vom Schloß, auf freiem Felde, in einsamer Gegend; nicht lange, so gerathen wir in das herrlichste frischeste Wäldchen, von weißen Birken, verstreut zwischen hohen Linden und Kastanienbüschen, dessen schlängelnde Gänge durch anmuthige Hügel, hohe Kornfelder und dichte Gebüsche führten. Der frische Rasen, ganz übersäet mit bunten Blumen und Erdbeerpflanzen, hauchte Duft und Kühlung. Der Mond war schon am Himmel sichtbar, wür-

zig und erquickend wehte die Luft, über uns schwebten die Lerchen, und in allen Wipfeln schlugen die Nachtigallen. Wir befanden uns nun vor einem dunkeln tiefem Weg, der still und einsam zwischen zwei Anhöhen durchführte. Wir schlagen ihn ein, und kaum sind wir eine Strecke fortgegangen, so tönen uns Alphörner entgegen, melodische Kühglocken schallen, es wird helle vor unsern Augen, die nun mit angenehmem Erstaunen auf der reizendsten wilden Gegend verweilen. Waldung, Hügel, Gewässer, eine Brücke von Birkenstämmen, eine Meierei, umgeben von Gebüsch, auf der freien Wiese Schweizerkühe und Ziegen, und der Hirt? der Bräutigam, den ich trauen gesehen, der Schweizer aus dem Hasler Thale! Ich freute mich, wie ein Kind über dies Abentheuer, es war eine Ueberraschung, bei der meine ganze Seele mit anklang. Ich fragte sogleich nach der jungen Frau. Aus der Meierei kam sie uns entgegen, außer sich vor Freuden, da sie Teutsch reden hörte. Ich übersetzte die Fragen und Antworten zwischen ihr und der Gesellschaft. Es waren die Töne aus einem unbefangenen Gemüth, das mit sich und der Welt in Frieden lebt; aus ihren Reden blickte eine stille Sehnsucht nach der Heimath, nach dem väterlichen Hause und dem fröhlichen Kreise der Jugendgenossen. Es käme kein Teutscher hieher, sagte sie, als Militärpersonen, und mit denen wär' es keine Freude zu reden. Sie bat mich oft zu kommen, und wünschte uns Erfrischungen vorsetzen zu können, doch sagte sie, daß sie es nicht dürfe, da sie Befehl habe nur den Leuten vom Hofe von ihrer Milch zu geben. Da wir ihr sagten, wir wären selbst vom Schlosse, und sie sich auch der Madame M. erin-

nerte, welche sie bei der Kaiserin gesehen, so war sie mit Freuden bereit. Sie deckte einen Tisch unter zwei hohen Linden, und brachte Milch herbei, frische Butter, Ziegenkäse, Kirschen und gutes Brod. Bei Tisch erzählte sie uns von den Gütigkeiten der Kaiserin, wie sie ihr den schönen Brautstaat geschenkt, und wie sie es sich zur besondern Ehre gerechnet habe, daß der schwarze Sammet ihrer Kleidung ein Geschenk des Kaisers sey. Der Kaiser kommt öfters im Sommer in diese Meierei, ganz allein mit der Kaiserin, und einer ihrer Damen. Wir ergötzten uns an dem reinen Wesen, dem holden Lächeln, der frischen anmuthigen Gestalt dieser jungen Frau. Wir besahen noch die Meierei, wo wir überall den Geist der Ordnung und Reinlichkeit fanden. Der Mond in all seinem Glanze war am Himmel, da wir zurückgiengen, durch das schöne Wäldchen, an dessen Ausgang der Wagen unserer wartete, der unter muntern Gesprächen uns nach dem Schlosse zurückführte.

2.

Villiers,

das Lustschloß des Prinzen Murat.

Von hohen Bäumen umgeben, die heitere Aussicht auf einen Garten, in ländlicher Simplicität und eleganter Form, zeigte sich mir das Lustschloß der Prinzessin Caroline, Schwester des Kaisers. Sie war eben in St. Cloud mit der Prinzessin Louis, um vom Kaiser Lajolais

Gnade zu erbitten, dessen junge interessante Tochter sie selbst hinbrachte, an ihrem Unglücke den rührendsten Antheil nehmend. Indeß wir sie erwarteten, besahen wir das Schloß und den Garten, und besuchten ihre schönen Kinder, Achilles und Letitia. Die kleine Prinzessin war mit ihrer Englischen Gouvernante beschäftigt, welche ihr jetzt schon Englisch lehrte. Freundlich bewillkommte sie uns, und zeigte uns ihre Spielsachen, mit aller Anmuth und Traulichkeit der Kindlichkeit, deren Reiz durch ihre blühende schöne Gestalt noch erhöht wurde. Wir fanden die Anordnung der Zimmer so elegant als bequem und bescheiden kostbar, und hier, wie in St. Cloud, bewiesen uns alle Gegenstände, daß die Kaiserliche Familie für die Nationalindustrie aufmunternd und thätig wirkt. Wir traten in die Gemäldegallerie, wo uns verschiedene alte Meisterstücke angenehm überraschten. Ein ganz herrlicher Raphael entzückte uns vor allen, eine seiner schönsten liebevollsten heiligen Familien. Außer diesem unterschieden wir noch einen schönen Perugino, einen Luini, einen verdienstvollen Guido Reni, einen Kopf vom Correggio, einen Carlo Dolce, und eine Madonna von Luini. Traurig verweilten wir bei verschiedenen historischen Stücken von Drouais, einem Französischen Künstler, der in der Blüte der Jugend, und der feurigsten Hoffnungen ein Opfer des Todes wurde. —

In einem Nebensaale fanden wir eine herrliche Antike aus Italien: Eine Europa, auf dem Stier. In den Ka-

binetten befinden sich verschiedene der berühmtesten Werke von Canova.

Die Anordnung des Gartens ist nicht so schön, als die des Schlosses. Die Bäume sind noch nicht hoch genug, und er ist zu sehr der Sonne ausgesetzt. Doch muß er des Abends hübsch seyn, da seine Anhöhen eine reizende Aussicht haben. Mit dem Vergnügen der Promenaden wechseln hier allerhand Lieblingsbelustigungen der Nation ab, wie z. B. Ringstechen, Schaukel, Federball und dergleichen.

Um drei Uhr kamen die Prinzessinnen zurück von St. Cloud, der frohe Ausruf der Prinzessin Caroline: accordé! accordé! kündigte an, daß ihre Bitte bewilligt worden sey. Ich hörte die Erzählung der Prinzessin an, die sich mit so rührender Güte der Mademoiselle Lajolais angenommen, und ihre Freude überzeugte mich, daß dieser Tag ihr die beseeligenden Erinnerungen zurücklassen wird, die einer edlen That unentreißbarer und schätzbarster Lohn sind.

3.

Klein=Trianon bei Versailles.

Ich komme von Klein=Trianon. Mir ist dieser Spaziergang lieb, der die Seele zu einer sanften Schwermuth stimmt. Zwischen waldbewachsenen Hügeln führen schmale schattige Gänge zu einem freien Platze, wo Hütten stehen, und Bäche durch Wiesen und kleine Gebüsche fließen. Die größte dieser Hütten hat die Aussicht auf einen See; hinter derselben ist ein dichtes Gehölz von Ulmen, deren Wipfel ihr Dach beschatten. Sie ist ganz umgeben von Weinranken und Immergrün, und blicket lieblich hervor, aus dem dichten Schatten, der sie umgiebt. Man tritt hinein und findet Zimmer, niedrig, im ländlichen Stil, aber mit Kaminen von weißem Marmor, mit getäfeltem Fußboden, mit Fenstern von Spiegelglase. — Alles sieht verstört, verlassen aus; dies war der Lustsitz der unglücklichen Königin. Die kleinern Hütten umher gehörten ihren Hofdamen; zu jeder führte ehedem ein hoher Blumengang, jede hatte ihr Kraut= und Gemüsegärtchen. Auf der Wiese weideten die Schweizerkühe und Lämmer der Königin. Das Ganze ist eine anmuthige Wildniß in Englischer Manier; Wiesen, Grotten, Felsenstücke, schlängelnde Gänge, Wasserfälle wechseln in bunter Mischung mit einander ab, überall wird der Blick angezogen und mag gern verweilen. Alle diese Anlagen sind erst fünfzehn Jahre alt, und die unglückliche Maria Antoinette hat sie in solcher Schönheit nie gesehen.

Unabläßiger Wandel der menschlichen Dinge! Wer kann sagen, sein Schicksal sey entschieden? Der Mensch auf Erden hat nichts eignes, kein anderes Besitzthum, als den Schatz, den er im Busen trägt, und den er selbst bewahren muß. Das Schicksal vermag nicht ihn zu entreissen, wer ihn aber verloren hat, dem giebt keine Ewigkeit ihn zurück!

4.

St. Cloud.

Dies Schloß, welches der Kaiser zu seinem Sommeraufenthalte erwählt hat, wurde von einem reichen Manne erbaut, und trägt das Gepräge der Prachtliebe eines Finanziers; nachher wurde es für eine Prinzessin nach dem Geschmacke jener Zeit dekorirt, und für eine Königin verschönert. Seitdem es im Besitz des Kaisers ist, wurde es mit vielen und kostbaren Meublen ausgeschmückt; es ist aber immer nur als ein Landschloß zu betrachten, auf welches weiter kein Gewicht gelegt wird, und welches durchaus nicht den Charakter der Größe und Hoheit trägt, den man von einem Besitzthume Bonaparte's erwarten sollte. Den künftigen Zeiten wird es merkwürdig werden, als die Wiege der neuen, von Bonaparte gestifteten Regierung. Laßt uns daher auf seinen ältern Ursprung zurückgehen.

St. Cloud hat seinen Namen von einem Enkel Clo-

domirs und der heiligen Clotilde. Dieser Prinz hieß Clodoardus, der ermüdet von der Verfolgung seiner Feinde, sich in diese Wildniß begab, die jetzt zum Garten, zum Schloß umgeschaffen, mit allen Schätzen der Erde prangt, dazumal aber im Jahre 155 einsam und wüst war, ein dunkler Wald, in welchem Prinz Clodoardus ein Kloster baute. Hier lebte er in gänzlicher Abgeschiedenheit und Entsagung von allem, was Menschen erfunden haben, um den Genuß des Lebens zu vervielfältigen. Aus großer Andacht schnitt er selbst sein Haupthaar ab, welches damals eine königliche Zierde war, und welches er von sich that, um alles von sich zu entfernen, was ihn an die Eitelkeiten und den Glanz der Welt erinnern konnte.

Nicht lange nach dem Tode des Stifters wurde das Kloster leer, und nach und nach wurde eine Burg, in der Nachbarschaft des Waldes, am Ufer der Seine erbaut. Etwa hundert Jahre nachher wurde das alte Dikicht des Waldes gelichtet, und in Alleen künstlich vertheilt. Nun haußte hier der königliche Hof von Frankreich, und die schönen Frauen von Paris besuchten in reichem Schmucke den zum Lustgarten umgeschaffenen Wald. Große, kühne Kaskaden spielten nun in künstlichen Sprüngen und Bögen bis an die tausendjährigen Baumwipfel hinauf; da, wo sonst aus den Klüften die wilde Quelle auf unbetretenem Grase gesprudelt hatte, und da, wo ehedem ein schlichtes Kreuz Clodoardus frommen Kuß aufgenommen, standen nun weiße Marmorgruppen von heidnischen Göttern und Göttinnen. Der Bruder Ludwig des XIV. und nach

ihm zwei Könige hielten hier ihren Hof. Ludwig der XVI. ließ es für die Königin neu einrichten. Bald darauf brach die Revolution aus, die Schlösser und Wohnungen der Großen wurden verwüstet, alle königliche Pracht wurde verhöhnt und mit Füßen getreten; damals war St. Cloud verödet, in den Zimmern waren die köstlichen Geräthe und Gemälde und die goldenen Vorhänge bedeckt mit Staub, und in der reichen Kapelle, wo Könige vor Gott gekniet hatten, waren die Altäre entweiht, trauerten die Wände, von Zierrathen entblößt. Diese Verwüstung hatte schon Jahre lang gewährt, als mit einem Male der Held Napoléon erschien, und Frankreich Ruhe und Glückseligkeit wieder gab. In St. Cloud war es, wo seine großen Plane zur Reife gediehen.

Hier pflegt der Kaiser seine Rathsversammlungen zu halten, und hier bringt er den größten Theil des Jahres zu. Das Schloß liegt hoch und frei, die Waldung umgiebt es anmuthig, und eine freundliche Landschaft breitet sich vor seinen Fenstern aus.

Man führte uns durch besondere Empfehlung in die kleinen Appartements, die selten gezeigt werden. Hier ist Pracht auf Pracht gehäuft, das Auge wird geblendet von den reichen Meubeln und Massen. Doch ruhen eben diese so kostbaren Gegenstände auf Architekturlinien, die im Stil des geschmacklosesten Jahrhunderts sind, so daß diese kleinen Appartements ein ganz inkonsequentes Ganze ausmachen, und uns beweisen, daß sich zwei Epochen sehr

wohl einander nähern, jedoch nicht mit einander vermischen lassen.

Aus dem prunklosen Vorsaale der großen Zimmer tritt man in den Marssaal, über dessen hoher Pforte sich ein weitfaltiger Vorhang wölkt, der von Goldstoff mit Blumen durchwirkt ist. Hier stehen die Marmorbüsten der tapfern Generale, die in Bonapartes Armen Sieg und Tod gefunden haben. Der Sieger bei Quiberon, der junge schöne Hoche, der tapfre edle Desaix, die berühmten Kleber, Max. Cafarelli, Dampierre, Le Clerc. Um diese Erinnerungen des Todes her ist alles ernst und still; keine Verzierungen, keine Pracht; nur noch ein Gegenstand zieht den Blick an, das schöne Gemälde von Regnault, Desaix, sterbend in eines jungen Kriegers Arm.

In der Gemäldegallerie befinden sich verschiedene Gemälde von Poussin, und anderen Französischen Meistern. Ich sah hier mit Vergnügen das merkwürdigste und schönste Gemälde von Regnault: die Jugend des Achilles, welches er in Italien gemacht hat, und welches den Künstlern der Französischen Schule ein immer theurer Schatz bleiben wird.

Von Guido Reni ist die Fortuna hier, eins seiner besten Gemälde, von Rubens einige heilige Jungfrauen, in denen mehr Gefühl der Schönheit und Grazie herrscht, als sich wohl sonst im Rubens findet. Mit Entzücken be-

trachteten wir das Bildniß Karl des Achten von Leonardo da Vinci, und das des Pabstes Julius des Zweiten von Raphael, die sich hier in stolzer Vereinigung finden. Das herrliche Bild des H. Vaters schwebt mir noch vor Augen in seiner hohen freundlichen Würde, so ganz individuell groß und Seelenheiter. Es ist so rein aus der Natur gegriffen, als seine Madonna aus der Gottheit.

Ein Teppich über den Boden des Thronsaals ausgebreitet, zeigt den kaiserlichen Adler, und die Krone, in abgesonderten Feldern auf dunklem Grunde mit hellen Farben gewirkt und nicht eben im besten Geschmack. Die Wände sind bekleidet mit purpurnem Stoff, nirgend ist ein Spiegel noch eine andere Verzierung sichtbar, als der strahlende Thron. Sobald man in den Saal hineintritt, erblickt man Bonaparte am Fuße des Mont - Cenis. Der hohe Muth des jungen Helden spornt das Roß den steilen Pfad hinan. Dies Gemälde von David, in reicher Umfassung über dem Kamine hängend, ist der einzige Gegenstand, der die Aufmerksamkeit vom Throne ablenkt, und gleichsam ein Sinnbild der Bahn, zu deren Gipfel der Held gelangt ist. So oft ich auch in St. Cloud war, verweilte ich doch wenig bei den Verzierungen und Meubles, weil ich es ihnen gleich ansah, daß sie das nicht sind, was sie seyn sollten, und werden, wie es zu hoffen ist. Ich denke, daß von nun an alles, was für Bonaparte gearbeitet wird, einen edlen und schönen Stil tragen soll, von Steifheit und Kleinlichkeit frei, ein rühmliches Denkmal seines Zeit-

alters. Ich hoffe, der in Frankreich so gepriesene Geschmack der Franzosen, wird einmal dem ächten Geschmacke der wahren Schönheit und edlen Simplicität Platz machen, von dem wir jetzt so fern sind. Man sehe einmal die Kunstwerke der Griechen an, sie stehen da, wie sie Jahrtausende gewährt haben, in der ewigen Jugend der ächten Schönheit. Man betrachte daneben unsere Gothisch-Aegyptisch-Griechischen Meubeln, man weiß nicht, warum sie da sind, noch was sie sagen sollen. Wenn jetzt der Franzose nur kostbare Massen, schönes Holz, guten Marmor und feine Sphynxe und Schwäne, Löwen und Chimairen in Bronze sieht, so ist er schon ruhig, und denkt, er hat etwas Griechisches und Aegyptisches vor sich. — Es thut mir oft weh um die schönen Massen, wenn ihre Güte mich erfreut, und ihre Form mein Auge beleidigt; und mein Auge nicht allein, sondern das geübter Kenner, die das Alterthum besser kennen und verstehen, als ich, und mit Sachkenntniß davon reden können, indeß ich bloß durch mein Gefühl gewarnt werde, das was vor mir so reich und artig glänzt, nicht schön zu finden.

Wenn ich die Wohnungen der Großen betrete, suche ich nach Pracht, und vermisse sie ungern; die Pracht ist eine Versinnlichung der Hoheit, eine Ahnung von unsterblichem Glanze. Auch zeigt bei einem Landesvater die Pracht von seiner Sorge für die Verherrlichung der Nation, und für die Benutzung der Kräfte talentvoller Menschen. Es ist zum Erstaunen, wie die rohen Stoffe und Materialien der Erde sinnreich angewandt werden für

Kunst

Kunst und Industrie, und welchen Einfluß diese todten Massen auf die Schicksale der Einzelnen haben. Die Völker gerathen auf den Wink der Großen in Thätigkeit, die Erde muß ihre verborgensten Schätze hergeben, und die gestaltlosen Massen erhalten durch menschliche Kunst Bildung, Form und Glanz, und jeder, der Hand anlegt, erwartet Gewinn und Ehre von seinem Werke, an dessen Vollendung oft das Glück seines Lebens, das Geschick seiner Nachkommenschaft hängt. Ja nicht umsonst reifen Jahrtausende hindurch im dunkeln Labyrinthe der Klüfte die blumigen Marmoradern, die bunten köstlichen Edelsteine, das mächtige Gold, die edeln Metalle. Diese alle hat die Natur darum so herrlich erschaffen, damit sie durch die Wirksamkeit des Menschen zum Lichte und zur Schönheit gerufen werden, und zur Verherrlichung des menschlichen Geistes als unsterbliche Kunstwerke der Welt bleiben, als Denkmaale der verschiedenen Epochen der Geschichte, und des Lebens großer Männer.

Wer möchte nicht in der Kunst die Ahnung der Gottheit, und die innigste Huldigung der Natur erkennen? Doch in dem Maaße, als hohe Kunst verehrungswürdig und köstlich erscheint, ist mittelmäßige Kunst verhaßt, traurig und elend. Ein Jüngling, der sich entschließt ein keimendes Talent zu bilden, sollte alle seinen Muth und alle seine Kräfte auf dies eine Ziel verwenden, und die Blüte nicht durch übereilte Hitze zur frühzeitigen Frucht treiben wollen, wie jetzt alle Tage geschieht. Niemand mag warten, niemand mag ruhig seyn, und wie selten arbeitet einer aus

Liebe zur Kunst, aus der Fülle der Empfindung der Natur, wie steht die Eigenliebe so sehr dem ächten Fortschreiten auf der dornigen Bahn entgegen! Wer die Dornen vermeidet, muß einen Umweg nehmen, um zum Ziele zu gelangen, und der Umweg hält ihn zeitlebens fern davon.

In einem einfachen Zimmer der Kaiserin fanden wir Raphaels liebevollstes Gemälde, die Madonna Della Sedia. Wer dieses Bild nicht im Original gesehen, der suche es nicht in einer Kopie, noch in Kupferstichen, denn keine Kunst der Nachahmung kann dies göttliche Urbild erreichen. Im innersten Heiligthume einer dichterischen Phantasie möchte dies Bild, wenn nicht zu finden, doch richtiger und schöner zu ahnen seyn, als in Kopieen. Es ist die Liebe selbst, mit der reinsten Schönheit innig vermählt und verschmolzen. Nichts ist süßer und ahnungsvoller als das Antlitz der Jungfrau, die mit den Misterien der höchsten Liebesentzündung vertraut, die Ruhe und Sinnesreinheit der Unschuld bewahrte. Dies Gemälde, dessen Anschauung mir nun schon dreimal wurde, ist mir zu heilig, als daß ich vieles darüber sagen möchte; über Raphael mag nur ein Raphaelischer Geist schreiben, die Empfindungen, die bei seinem Anschaun in der Brust erwachen, ließen sich wohl eher in Musik, als in Worte setzen.

Die Hochzeit der heiligen Katharina von Correggio, der Madonna Della Seggiola gegenüber zeigte mir im Bilde der heiligen Braut, die lieblichste Unbewußtheit der Unschuld, die mit der Liebe noch unbekannt,

und ihr dennoch schon ganz nahe ist. In dem süßesten Mädchengesichte, in der schlanken jungfräulichen Gestalt ist ein Gemisch von Schüchternheit und Hingebung, von Freudigkeit und Bangen, dessen Ausdruck wehmüthig und doch auch wohlthuend an das Herz dringt.

Nachdem wir uns mit dem Anschauen dieser Schätze erfreut, verließen wir das Schloß, um uns in dem tausendjährigen Schatten seines Waldes zu verlieren, auf dessen Höhen wir umherirrten, von den Düften der Rosen, und der mannichfaltigsten Blumen begleitet, die Erinnerungen, die wir vom Schlosse mitgebracht hatten, am Busen der Natur im Gespräch entfaltend.

II.

Der Kaiser in Boulogne.

(Aus einem Briefe von V. D.)

Die Schiffe, unsere Armee, meine liebenswürdige Freundin, gehen nicht so rasch, wie die Phantasie einer Dichterin. Wir sind noch hier, und der Wink des Herrschers hält die Ungeduld der Krieger zurück. Ich wünschte, Sie wären hier, und sähen diesen Stolz, diese martialische Heiterkeit, von welcher unsere tapfern Soldaten beseelt

sind, und die durch Bonaparte's Gegenwart neue Nahrung erhält. Alles ist hier in froher Bewegung. Eine höhere Kraft regt die Gemüther zur Thätigkeit an; in dem Haven, am Gestade, regen sich die Tausende von Händen wie zum Spiel, nichts ist mühsam, keine Unordnung, kein Murren, alles ist von einem Geiste beseelt. Dazu der schöne Anblick des Havens, der Zulauf der Fremden, die Feste und Bälle, welche die Gegenwart schöner Frauen veranlaßt... Mir ist dabei zu Muthe, als wären wir alle einige Jahrhunderte zurückversetzt, denn es ist ja alles wieder da, das Gefühl und die Wunder der guten alten Zeit.

Ich bin Ihnen etwas über das Namensfest des Kaisers schuldig. Schon werden Sie Programme und Beschreibungen davon in den Journalen gelesen haben, und doch war es das nicht. Es läßt sich der Eindruck solcher Feste nicht so leicht in Worte fassen und mittheilen. Sie hätten dabei seyn müssen, wer so etwas nicht gesehen hat, für den ist es verloren.

Der Haven von Boulogne liegt von den Dünengebirgen umgeben, die mit Batterien bedeckt, und auf deren Spitzen die Lager der Armee errichtet sind. Im Hintergrunde liegt die Stadt, über welche die Wälle und ein altes Schloß stolz hervorragen. An beiden Seiten des Havens erheben sich Festungen.

Der Plan des Festes war der eines antiken Thea-

ters im Halbzirkel, welches das Erdreich von selbst bildete. Zwanzig Kolonnen Infanterie, von 60 Mann Fronte, auf den Höhen, bildeten die Zuschauer, die Kavallerie war in den Zwischenräumen der Kolonnen, und um den Halbzirkel der Infanterie vertheilt. Der flache Raum enthielt den kaiserlichen Sitz, die Großen des Reichs, die Fahnen, und die Mitglieder der Ehrenlegion, welche den Eid ablegen sollten.

Der Thron war im antiken Geschmacke erbaut, auf einem Rasen, so wie er in dem Römischen Lager den Cäsarn errichtet wurde. Eine flache Erhöhung, 16 Fuß im Viereck, acht Fuß hoch, von Standarten und Fahnen mit goldnen Adlern umgeben. Im Mittelpunkt auf zwei Stufen der alte Sessel des Dagobert *) und statt des Baldachins eine Trophäe, errichtet mit den Fahnen und Standarten, die bei Montenotte, bei Arcole, Kastiglione, den Pyramiden, Aboukir, Marengo, u. s. w. erobert worden. Diese Fahnen umgaben die Rüstung der Kurfürsten von Hannover, und eine prächtige goldne Lorbeerkrone strahlte hoch über der Trophäe.

Die Sterne der Ehrenlegion waren in dem Schild und Helm der Duguesclins und Bayard's aufbewahrt; ein ehrfurchtsvoller Schauder drang an die Herzen der Krieger, als sie die alten Rüstungen der Helden Frank-

*) Dieser Sessel ist von Eisen, in sehr zierlicher und mehr Römischer, als Gothischer Form.

reichs erblickten, deren Geist in Napoléon wieder auflebt. Beim Thron stand Prinz Joseph, die Großen des Reichs und der Senat. Hinter dem Thron, aus jedem Korps ein Hauptmann mit fliegender Fahne, vor dem Thron der Großkanzler des Ordens. Auf den sechszehn Stufen des Thrones die Adjutanten des Kaisers, und weiter unten die schön dekorirten Mitglieder der Ehrenlegion, unter dem Schatten zweier Trophäen eroberter Fahnen.

Alles dies war in Abwesenheit des Kaisers errichtet worden. Die Marschälle und Minister hatten den Plan angegeben, die Armee hatte die Ausführung unternommen. Unter dem Kommando der Generale und Stabsoffiziere richteten die Soldaten alles mit der bewunderungswürdigsten Ordnung aus, und man kann sich keinen Begriff davon machen, wie dieser allgemeine Sinn durch die ganze Armee wirkte, und wie die Ausführung eines Werkes leicht und rasch ist, wenn ein uneigennütziger Nacheifer die Arbeiter beseelt. Von allen Seiten standen auf einmal gezimmerte Säle da, die mit Segeltüchern bedeckt, und zum Banquet bestimmt waren. Zelte waren für die Mitglieder der Ehrenlegion aufgeschlagen; sinnreiche Dekorationen verbargen die Anstalten zum Feuerwerk, welches am Abend die Küste schmücken sollte. Vor den Lagern waren Tanzsäle bereitet, in welchen die Lustbarkeiten bis zum folgenden Morgen währen sollten. Andererseits erhoben sich Ziele zu Wettrennen und kriegerischen Spielen, von allen Seiten winkte den Anwesenden die Hoffnung der Lust zu, und schon in den Zubereitungsanstalten herrschte die Freude.

Am Morgen des Festes wurden die Wolken der vorigen regnigten Tage durch die glänzende Verkündigerin zertheilt, die nie an Bonapartes Festen ausbleibt. Bei dem ersten Stral der Sonne ertönt der Donner des Geschützes. Um neun Uhr wird von allen Seiten der Generalmarsch geschlagen, in Kolonnen rückt die Armee herbei, und besetzt die angewiesenen Posten. Um zwölf Uhr erscheint der Kaiser; er besteigt den Thron, und wird die Seele dieses mächtigen Körpers. Die Bewegung der Armee drückt sich zuerst durch ein tiefes Schweigen aus. Das Wirbeln der Trommel verkündet den Anfang der Ceremonie. Der Großkanzler des Ordens spricht eine Rede; von neuem werden die Trommeln gerührt, und alles schweigt voller Erwartung. Napoléons Stimme erschallt, er spricht den Eidschwur aus, und hunderttausend Eide fliegen dem seinigen zu, und zwanzigmal erschallt der enthusiastische Ruf der Armee: Es lebe der Kaiser!

Nun werden von allen Seiten hohe Erinnerungen durch die Töne der Musik in Volksmelodien zurückgerufen, mit ihnen erschallen tausend Trommeln und dreißig Batterien feuern. Hoch steigt der Rauch in die Luft, in dessen weiße Wolken die Bewegung der Armee sich zeichnet. Der Staub hebt sich bis zum Himmel mit dem Jubel der Menge, mit dem Donner des Geschützes. Der Westwind, der in unsern Fahnen wehte, bläßt frisch in die Segel der Division der Flottille vom Havre, die in demselben Moment im Haven einrückte.

Welch ein Anblick! der Sieger von Italien und Ae-

gypten, Frankreichs Held und Retter, von einem Glanz umgeben, der die Hoheit seiner Thaten ausspricht, in der Mitte seiner Kriegsgefährten, die er mit Ehrenzeichen schmückt, denen er im Angesicht der herrlichsten Armee den Preis der Tapferkeit ertheilt, und ein neues Feld zu frischen Lorbeern eröffnet!

Dort am Rande des Horizonts erheben sich die Gebirge des feindlichen Landes, dorthin wenden sich die ungeduldigen Blicke der hunderttausend Helden, die nur den Wind erwarten, der sie beflügeln soll. Nie gab es ein herrlicheres und höheres Fest! Eine triumphirende Armee, die ihrem Helden den Sieg verspricht! Cäsar schien es, der zu seinen alten Kohorten spricht, Scipio, der die Römer anredet, da sie gegen Karthago gehen.

III.

Der Kaiser in Kölln.

1803.

Man fängt eben an hier von dem Taumel zu erwachen, in welchem alles von der Gegenwart des Kaisers ergriffen und ganz berauscht war. Es war ein neues seltenes Schauspiel, dieser Empfang, diese wahrhaft kindliche Freude. Alles was die Zeitungen davon sagen, ist nur Schatten;

nie habe ich solche Volksfeste gesehen, nirgends in der Welt können sie auch wohl so eingerichtet seyn, als wo die katholische Geistlichkeit anordnet und präsidirt. Diese allein hat noch Sinn und Geschmack für wahre Ceremonie, für Würde, Pracht und Freiheit. Von den Parisern läßt sich nicht urtheilen, ihre Geistlichkeit theilt diese Prärogative der Teutschen, insonderheit der Köllnischen, nicht.

Dem Einzuge der Kaiserin am Tage vorher, war mit Erwartung entgegen gesehen worden, aber sie war krank. Der Platz, auf dem sie wohnte, war erleuchtet worden; er ist groß, mit einer doppelten Reihe von Bäumen besetzt, welche, bis an die Wipfel erleuchtet, Feuer statt Laub zu tragen schienen. Die Häuser waren ringsum verziert mit Transparents und Sinnbildern, ein hoher Obelisk in der Mitte des Platzes trug auf seiner Spitze vier starke Fakkeln, deren Flamme eine ganz vortreffliche Wirkung machte. Den Abend darauf hieß es auf einmal: der Kaiser kommt in zwei Stunden! Nun eilte eine Stunde weit vor dem Thore alles ihm entgegen, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, wer nur Athem hatte und sich bewegen konnte. Der lange Weg vom Stadthore bis zu seinem Hause wurde mit einmal so hell, wie mitten am Tage. Die Straßen wurden angefeuchtet, und mit duftenden Balsamstauden, Blumen und Eichenlaub überstreut. Die Kirchen, vor denen er vorbei sollte, wurden geöffnet, und mit vielen hundert Wachsfackeln hell bis in die Tiefe erleuchtet. Im Ornat mit brennenden Fackeln, Kreuz und Fahnen und Weihrauch standen die Priester vor den Altären. Dieser Geruch, der

Duft der Blumen und Blätter, der ehrwürdige Anblick der Geistlichkeit, die Beleuchtung, nicht nur wie gewöhnlich, mit Lämpchen und Lichtern, sondern ganze Straßen hell von dem Glanze weißer Wachsfackeln. In großen Häusern der reichen Klasse sah man unzählige Branchen von Kristall mit Wachslichtern brennen. Das Läuten aller Glocken, das Abfeuern des Geschützes, und mehr als alles das, der wirklich enthusiastische Ruf des Volkes in den Straßen, dazu die Trommeln, Musik aller Art, der Lärm der Pferde und Wagen im Zuge. — Es ist ganz unglaublich, man muß dies gesehen und gehört haben! Der Kaiser hatte sich in den Wagen zurückgelegt, das war dem Volke nicht lieb, welches gehofft hatte, ihn zu Pferde zu sehen. Da er nun auf dem Platze anlangte, drängte das Volk sich immer dreister um den Wagen; die Gensd'armes wichen, und ließen den immer froher jubelnden Bürgern Raum. Der Kaiser lehnte sich hinaus, und begrüßte sie. Nun waren sie wie ausgelassen, und zogen den Wagen bis vor das Haus. Er stieg aus, und stellte sich auf den Altan, von wo herab er mit großer Freundlichkeit grüßte. Dadurch ward das Volk bis zur Ueberspannung erfreut und aufgemuntert. Die Stadt und der Platz waren durchaus herrlich erleuchtet und blieben es drei Nächte hindurch. Den Abend darauf erschien der Kaiser mit der Kaiserin, die nun sich wohl befand, bei dem Feste an dem Haven. In einem Halbzirkel den Haven umgebend, liegt die Stadt, und längs dem Rhein in der Mitte dieses Halbzirkels ist ein altes Gebäude, von seiner ersten Bestimmung her die Fischerzunft benannt. Es ist eine Art von rundem Thurm, und

tritt weit hervor, so, daß man von ihm beide Enden der Stadt und den ganzen Rhein, hinauf und hinab, erblickt, so weit das Auge nur trägt. Der Thurm war erleuchtet mit unzähligen Fackeln und Lichtern; Sinnbilder und Inschriften prangten umher, die alle von einem sehr gelehrten Manne hier, Namens Wallraff erfunden und voll hohen Sinns und tiefer Bedeutung sind.

Als der Kaiser hier ankam, reichte man ihm den Ehrenwein, ein alter Gebrauch der Stadt, wenn ein Fürst herkömmt. Auf dem Altan war ein reichverzierter Thron erbaut. Da der Kaiser hinaustrat, war er ganz ergriffen von der großen Scene, die hier sich ihm darbot. Er schlug die Hände vor den Augen zusammen, und blieb eine Weile stumm. Nachher verglich er es mit Venedig, als das einzige, womit es zu vergleichen wäre.

Das Ufer, die Stadt brannte hell in Flammen, in Sinnbildern, so weit das Auge reichte. Im Haven waren eine Menge der schönen Holländischen und Oberrheinischen Schiffe, Nachen und Kähne mit unzähligen Lampen, Wachsfackeln und Feuern erhellt, und mit Blumen und Laub auf das herrlichste umwunden und verziert. Alle Schiffe im Haven waren vermittelst Guirlanden von Laub und Blumen an den hohen Masten vereinigt, wo Laternen herab hiengen; allenthalben glänzten die Namen: Napoléon und Josephine, im Feuer, im Strome wieder. Der Rhein schien in Flammen zu fließen. Najaden, Tri-

tonen und Seepferde hoben und trugen jene Namen in Feuerzügen. Das Geschütz tönte doppelt und dreifach von den gegenüberliegenden sieben Gebirgen zurück. Von einem der Schiffe schallte Türkische Musik, auf einem andern brannten Feuerwercke. Viele hundert Flaggen aller Art, aller Farben, aller Völker, wehten und wallten hoch in der Luft. Der Französische goldene Adler im himmelblauen Felde auf dem schneeweißen Grunde, triumphirend hoch über alle! Das Hurrah der Matrosen, das unabläßige Vivatrufen des Volkes, die fliegende Brücke, die wie ein feuriger Berg beständig dazwischen hinüber und herüber führte. — Welch ein Schauspiel, welche Seelen erhebende Pracht! Wie so ganz anders muß der das Leben empfinden, der sich als Gegenstand und Schöpfer einer solchen Scene betrachten kann.

Der Kaiser war sehr zufrieden; Kölln ist bezaubert von ihm, und jemehr er sich hingab, vertraulicher, offner er ward, jemehr bekam man ihn lieb. Auch war er hier, wie man ihn nie sonst sieht, offen und freundlich, ja zutraulich. Eines Abends, da einige angesehene Personen der Stadt, ohne Unterschied des Ranges bei der Kaiserin versammelt waren, wo sich auch die Herzogin von Baiern, nebst ihren Kindern befand, sprach der Kaiser über die verschiedensten Gegenstände, über die Religion, die Unsterblichkeit der Seele, seine Regierungsmaximen, wie er nämlich glaubte, die erste Tugend eines Regenten sey die Mäßigung. Dann sprach er über die Kantische Philosophie, und über die Teutsche Literatur überhaupt. Von der erste=

ren behauptete er, sie sey eine unnütze Chimäre ohne Grund, und die letztere habe durchaus kein Verdienst und keinen Werth. Das war etwas hart, und seiner nicht würdig, zumal da er kein Teutsch kann, und da die wenigen guten Uebersetzungen von Teutschen Werken durchaus keinen deutlichen Begriff von unserer Literatur geben.

Nachher sprach er von Geschäftssachen. Im Handel und allem, was dazu gehört, zeigte er die allergründlichsten Kenntnisse, zum größten Erstaunen aller Anwesenden. — Er hat dem Handel viele von seinen alten Freiheiten und Rechten wieder zugestanden, ohne welche er bald gänzlich ruinirt gewesen seyn würde Auch hat er gezeigt, wie gut er unterrichtet sey von der Unterdrückung, welche die Köllner bisher von den Französischen Beamten zu leiden hatten. Mehrere von diesen, die das Departement auf das schändlichste vernachläßigten und bestahlen, hat er abgesetzt, andere hart angelassen. On m'a trompé, sagte er, on ne m'a dit que des faussetés. — Zu einem Italiener, der hier eine sehr bedeutende Stelle hatte, sagte er: vous êtes venu de fort loin, pour voler ce pays ci. Er hat Teutsche angestellt und befördert. Er hörte jederman an, sprach jederman, gewährte, was nur möglich war. Sein ganzes Betragen war liebenswürdig und mußte die Herzen gewinnen. So zum Beispiel verlangte er recht eigentlich nur ein Bett mit der Kaiserin zu haben, ein Beispiel ehelicher Zutraulichkeit, welches auf die religiösen sittlichen Köllner vortheilhaft wirkte. — Die Liebe, das unvergängliche Andenken im Herzen dieses guten Volkes ist ihm

nun gewiß. Auch er scheint von dem Eindrucke gerührt zu seyn, den er auf die Bürger gemacht. Die letzte Parole, die er hier austheilte, hieß: Cologne, contentement.

IV.

Der Mameluck Rustan.

Am Krönungstage war ich einige Zeit in der Galerie des Pabstes, um von dort den Kaiser und den Hof nach der Kirche fahren zu sehen. Mich ergötzte der Anblick des geschäftigen Gewühls der Truppen, des Gedränges des Volkes, der reichen geschmackvollen Verzierungen des Krönungswagens, und besonders des herrlichen Anstandes und der stolzen und zierlichen Bewegungen der acht isabellfarbigen Pferde, deren wehende Federbüsche und köstliches Geschirr von ausgesuchter Schönheit waren. Besonders geschäftig zeigte sich der gute Mameluck Rustan, von dem es schien, als könnte er die Stunde nicht erwarten, wo sein Kaiser nach der Kirche fahren würde. Wenn bis jetzt bei der Parade sein morgenländischer Anzug eben so einfach als geschmackvoll den Blick angezogen hatte, so wurden wir an diesem merkwürdigen Tage durch die stolze Pracht seiner Kleidung überrascht. Sein weißer Kaftan war mit den kostbarsten Goldstickereien in orientalischem Geschmack überladen, seine Weste von hohem Purpur war mit goldnen

Blumen verziert, sein Bandelier, so wie der Griff seines Säbels, funkelte von Edelsteinen, und sein Turban war ein Schimmer von Gold und Silberglanz, über welchem die stolze Straußenfeder schlank und zierlich ragte.

Ein Freund des Kaisers, der in Aegypten war, hat mir erzählt, wie Rustan dem Kaiser bekannt geworden. Napoléon war einst mit seinen Generälen und Offizieren im Hause eines reichen Aegyptiers vom Stamme der Kalifen. Ein junger Mameluck war bei der Tafel geschäftig den Gästen die Speisen vorzulegen, uud allen Anwesenden gefiel sein freimüthig edler Anstand, seine angenehme Art und seine schöne Gestalt, besonders aber wurde Bonaparte, dem nichts entgeht, aufmerksam auf ihn. Er fragte den Herrn des Hauses, wer der Jüngling sey. Dieser antwortete ihm, es sey Rustan, ein junger Mann, in welchen er großes Vertrauen setze, und dem er seine Tochter zur Frau bestimmt habe. Bonaparte sah ihn noch mit Wohlgefallen an, und der junge Mameluck war um ihn her sorgfältiger geschäftig, als um die andern.

Als die Franzosen an Bord giengen, fanden sie Rustan. Sein Herr hatte bemerkt, daß er dem General gefiel, und nach alter orientalischer Sitte hatte er es sich zur Pflicht gemacht, dem fremden General das zum Geschenke zu machen, was ihm in seinem Hause am besten gefallen. Rustan verließ mit leichtem Herzen den reichen Pallast seines Herrn, und das ruhige entschiedene Loos in der Heimath, um sich den Gefahren des Meeres, den Be-

schwerden der Reise, und einer ungewissen Zukunft unter einem fremden Himmel auszusetzen. Folgte er doch Bonapartes Sterne! Er machte es sich sogleich zum Geschäft, den General zu bedienen, und sein neuer Herr wurde durch seinen sorgfältigen Eifer, seine Geschicklichkeit und seine Treue ganz für ihn eingenommen. Auf der Reise und bei seiner Ankunft in Europa lernte er mit ungemeiner Leichtigkeit Französisch, Schreiben und Rechnen. Bonaparte behielt ihn zu seiner persönlichen Bedienung, doch behandelte er ihn nie als einen Diener. Rustan hat selbst Aufwartung, allein für seinen Herrn trägt er so viele Sorgfalt, daß seine Dienste dem Befehle immer entgegenkommen.

Als Rustan sah, wie sein Eifer und seine große Anhänglichkeit ihm seines Herrn Zuneigung gewannen, und wie sein Schicksal sich nun ganz heiter bestimme, so gedachte er seiner Mutter, von welcher Armuth und Dienstbarkeit ihn getrennt hatten, und deren Aufenthalt ihm unbekannt war. Seine Bitten bewogen den Kaiser ihm die Mittel sie zu finden, zu erleichtern, und er entdeckte ihren Wohnort in Alexandrien. Dorthin schickt er ihr Geld und Geschenke, und wird ihr immer mit Sorgfalt und Treue beistehen.

Rustan, ein treuer Sohn, ein eifriger Diener ist ganz ein Kind, ein Liebling der Natur. Sein ganzes Wesen ist Wahrheit und Güte. Seine runde frische Gesichtsbildung ist der Spiegel einer unbefangenen Seele.

Er kennt weder Bosheit noch Betrug. Anmuth, Fleiß, Geschicklichkeit, gesunder Sinn, wurden ihm vom Himmel verliehen. Er ist einer der Wenigen, die erkohren sind, ihr Glück durch die ruhige Unbefangenheit des eigenen Werthes zu erlangen.

V.

Schilderung der Französinnen Madame J. Recamier und F. Beauharnois.

(Brief an Adelaide in Berlin.)

Geliebte Adelaide, lassen Sie mich die Erinnerung der angenehmen Stunden zurückrufen, die wir mit einander verlebten; dies Angedenken muß Ihnen auch im Glücke noch lieb seyn, da es mir hier im fremden Lande, nach so manchen Jahren wohlthuend an das Herz dringt. Wie reizend entfalteten damals, vom Frühroth der ersten Jugend bestralt, sich unsere Fantasieen! Wie ist das alles nun dahin, und kehrt nicht wieder! Waren wir damals nicht glücklich, als noch die Welt, wie im rosigen Morgennebel vor uns verhüllt lag, als wir wähnten, hinter diesem Schleier läge eine selige Zukunft? .... Der heiße Mittag ist gekommen, und wir sehen nun jede hell in unser Schicksal, Sie, schöne Adelheid, genießen einer ruhigen Aussicht, geschirmt vor Unfällen. Mit einem geliebten Gatten vereinigt, von Kindern umgeben,

die Ihnen gleichen, auf vaterländischem Boden durch die süßesten und heiligsten Pflichten festgehalten, freuen Sie Sich eines Daseyns, das Ihrer würdig ist. Genießen Sie Ihrer Seligkeiten, während sich hier in Paris vor meinen Augen der bunte Schauplatz der Begebenheiten immer mehr und mehr belebt, und mich bisweilen von der Sehnsucht zerstreut, die ich nach allem, was ich verlassen, empfinde. Ich habe den süßen Reiz jener Zeiten nirgends wieder gefunden; die Blüten davon sind abgestreift ohne Frucht, und werden hier keinen Frühling mehr haben.

Nach diesem leisen Anklang der Erinnerung weiß ich nicht, wie ich Sie in das rauschende Konzert von Paris einführen soll. Und von Paris wollte ich Ihnen doch erzählen; von Paris wollten Sie ja doch auch wohl hören? Es ließe sich viel schönes und witziges darüber sagen, das haben aber schon andere gethan, und ich bin nicht in der Stimmung und habe nicht die Fähigkeit und frohe Laune, die zu solchen Anschauungen und zur reizenden Darstellung derselben gehört. Was ich in Paris anschaue und festhalte, sind nicht die Kamäleonsgestalten der schönen Welt und der Mode, sondern das, was der Freund der ächten Kunst und der ächten Natur anziehend findet. Auch hier in Paris kann sich die Seele zu den Regionen einer liebevollen Schwärmerei erheben, welche die Phantasie mit einer heitern Lebensluft anwehen. Wenn man das Leben poetisch anschaut, läßt es einem an freundlichen Bildern nicht Mangel leiden. Nur

die Nacht einer kalten Seele läßt alles unfruchtbar und ohne Glanz um sich her, und wer für das Leben nichts mitbringt, dem versagt es wiederum seine Gaben.

So wie ein einzelner süßer Ton, oft in der Seele ein ganzes Spiel von Akkorden rege macht, so ist mir oft ein grüner Baum, ein Wald, eine Blüte, eine Blütenflor, ja das Bild einer Blume die Blume selbst. Es kömmt bei allem auf den Wiederhall an, den das Schöne in der Seele des Beschauers findet; wer nicht den Sinn dafür empfangen und ausgebildet, dem geht es vor einem Kunstwerke, wie dem Tauben bei der Musik. Wer mit Glauben und Liebe in die Welt hineinschaut, dem kann es leicht in Paris so zu Muthe seyn, wie in Teutschland, oder in Italien oder in Griechenland; zumal da Italien hier in Kunstwerken lebt, und da auch die Natur den umliegenden Gegenden der großen Stadt günstig gewesen. Ueber die ungünstigen Gestalten sieht man weg, und wenn sie nicht allzu widrig sind, ergötzen sie als Kontrast.

Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, wie rauschend und rasch alles in Paris zugeht, wie in einem unaufhörlichen Treiben, eine Begebenheit die andre weiter rollt, und wieder vor einer neuen verschwindet, so daß man nichts ruhig festhalten kann, wenn man mit den Blicken dies unaufhörliche Getreibe verfolgen will. Es gehört dazu die einem teutschen Gemüthe nicht eigene, und den Franzosen angeborne Beweglichkeit. Erwarten Sie in diesem

Briefe, noch in diesem Buche nichts von mir, was Ihnen einen Begriff von diesem Leben und Treiben giebt. Es ist auf eine zu ermüdende Weise ergötzlich, als daß ich mich damit beschäftigen könnte, und ich denke, liebe Adelheid, Sie und Ihresgleichen werden mir gern erlassen, was Sie in Zeitungen und Journalen weit besser finden.

Beim Journal fällt mir ein, daß ich keine bessere Idee von einem Französischen Gespräch bei Tische geben kann, als ein Französisches Journal. Es ist eben so von Allem etwas, wie in diesem, und alle vier Welttheile leicht umfassend, den Himmel dazu, dann die Moden und Thorheiten, auch einige Stücke neuer Literatur, und einige Charaden und Couplets zur Abwechselung. Nur daß eine gute Gesellschaft das alles anmuthiger und leichter behandelt als ein Journal, und daß das Interesse, welches man dort gegenseitig für eine oder die andere Person hegt, das Gespräch auf eine oder die andere Weise belebt. Sonst ist das Journal, an welchem sich in den Kaffeehäusern die Tausende erholen, die in Paris zu thun haben, ohne zur Société zu gehören, kein unebener Ersatz.

Sie erwarten ohne Zweifel von mir einiges über den Geist dieser Nation überhaupt, die mir nach so langem Aufenthalte nicht mehr fremd seyn kann; doch mehr, als ich Ihnen sagen könnte, finden Sie in den neuesten Produkten der Literatur und in Sternes sentimental Journey, dessem Scherz ein so tiefer Ernst zum Grunde liegt.

Im zwölften und fünfzehnten Jahrhundert hatten die Franzosen mehr Erfindung als Verstand. Ihre Fabliaux und Ritterromane, sind die Quellen der neuen Dichtkunst. Bojardo, Boccaccio, Ariosto, selbst Shakespeare schöpften daraus. Nachher gieng die treuherzige phantasiereiche Poesie der Nation in Galanterie über, der Verstand fieng an die Fülle der Empfindung zu beschränken, und die bunte Menge der Begebenheiten wurde durch Raisonnement ersetzt. Doch war auch diese Epoche merkwürdig, und mit Glanz bezeichnet, es war im Zeitalter Ludwig des XIV., wo der Hof und Paris eine ganze Flor von geistreichen Männern und klugen und schönen Frauen vereinigte. Nirgends zeigte der Geist jener Zeit sich anmuthiger, glänzender, mannichfaltiger, als in den Briefen der Sevigné. Im Ausdruck immer neu, immer leicht und glänzend, schalkhaft lieblich, und stets im Ebenmaas mit der innern Harmonie seines Wesens. Diese ausgezeichnete Frau war so gutmüthig als klug, ihre Anmuth lag in der Güte und Vortrefflichkeit ihres Wesens. Ihr Verstand war ein köstlicher Edelstein, sie durfte ihn nur spielend rege machen, so schossen seine Strahlen.

Es ist in ihren Briefen ein Wort, welches das Verständniß dieser herrlichen Frau besser aufschließt als alles andere, und welches beweist, daß sie nicht, wie viele meinen, bloß sentimental und geistreich, nicht bloß grazios, sondern ächt war, und reinen und tiefen Sinn hatte. Sie sagt nämlich ihrer Tochter: Sie sind wahr, meine Tochter, und das eben liebe ich so an Ihnen, das ist es,

warum Sie vortrefflich sind; begreifen Sie, was darin liegt, daß Sie wahr Sind? Ich sage es mit Entzücken u. s. w.

Es giebt wenige mehr, die einen Funken dieses Geistes im Busen trügen. Die meisten gemahnen mich wie die reiche Perspektive eines Paronama. Es imponirt einen auf den ersten Blick, wenn man aber von der schönen Gegend angelockt, den Pfad zu all diesen Herrlichkeiten einschlagen will, so sieht man, daß es nur Betrug ist.

Nichts ist von den alten Französinnen so verschieden, als die neuen. Das läßt sich schon aus Brantomes femmes illustres deutlich schließen. Es sind mir in Frankreich Frauen von verschiedenen Sorten zu Gesichte gekommen: schöne, häßliche, spröde, koquette, sittsame, rechtliche, heuchlerische, devote, herrschsüchtige, anmaaßungsvolle, lächerliche, liebenswürdige, kurz alle Nüanzen edler Weiblichkeit und alle Abarten von Weiblichkeit, die sich nur denken lassen. Worin aber alle diese Nüanzen auf eine Lokalfarbe wiederspielen, worin eine Französin, was sie auch seyn mag, immer Französin ist, worin diese Eigenthümlichkeit liegt, und ob diese Eigenthümlichkeit liebenswürdig und schön ist? darauf mag ich nicht antworten. Um eine Französin recht zu kennen, und nach Werth zu schätzen, muß man ein Mann seyn, und einige davon geliebt haben; wenn Frauen über Frauen urtheilen wollen, stehen sie sich meist selber im Lichte, und das Wesen einer Frau überhaupt spricht sich in der Liebe am deutlichsten aus.

Französinnen sind in der Freundschaft sehr ausschließend. Sie haben eine Menge Bekanntinnin, und nur eine Freundinn. Im guten Urtheile über andere sind sie sehr zurückhaltend, und in einer übeln Meinung ziemlich leichtsinnig und vorschnell; der erste üble Eindruck, wie unbedeutend er auch seyn mag, wirkt gleich so lebhaft auf sie, daß sie von ihm ein ungünstiges Vorurtheil fassen; dem guten Eindruck geben sie sich nicht gleich hin, ob sie aber ihre Meinung recht prüfen, und ob sie ihr nachher treu bleiben, wenn sie sie erst gefaßt haben, damit ist es wieder ein anderes Ding. Sie suchen den Vorwurf der Inkonsequenz mehr als jeden andern zu vermeiden, und wenigstens konsequent zu scheinen.

Die Französinnen zeigen viel Sinn für die Kunst. Das Museum ist voll von Malerinnen, in Privatgesellschaften findet man Damen von seltnem musikalischem Talent, welches auch sehr gut ausgebildet ist. Auf Bällen wird getanzt, fast wie in der Oper, und in keinem dieser Fächer begnügt sich eine Französin mit der Mittelmäßigkeit. So sind die Franzosen denn reicher an Schriftstellerinnen und Künstlerinnn als andere Nationen, vielleicht bloß darum, weil die Frauen mehr auf das bürgerliche Leben zu wirken haben, als bei uns und in England. Im praktischen Leben beruht oft die Wohlfahrt eines Hauses, der Gang der Geschäfte, auf den Verbindungen und der Triebsamkeit der Frau allein. Deshalb sind ihre Geisteskräfte in größerer Uebung, und weniger scheu, als bei anderen Frauen. Seit der Revolution haben die Französinnen einen Sinn für strenge

Reinlichkeit gewonnen, der eben sonst nicht unter ihre Eigenschaften gehörte, jetzt aber als Hauptprinzip, und mit Recht, betrachtet wird. In der Wohnung, im Boudoir zeigt sich keine Spur von Vernachläßigung, und zu jeder Tageszeit ist die höchste Frischheit des Anzugs nothwendig. Eine Frau muß durchaus das Ansehen einer Blume haben, die sich eben im Morgenthau gebadet, und an der kein Blättchen ist, das nicht schimmernd, frisch und klar wäre.

In dieser schönen Reinlichkeit liegt die Wurzel der Tugenden; ich denke mir immer, wer reinlich ist, muß auch Sinn und Liebe für Reinheit haben.

Es ist hier bei den Frauen mehr Sinn für Kunst als für Natur, man macht das Landleben aus Mode mit, und liebt die Natur in den Zimmern, nämlich in Blumen und Gebüschen. Ein Zimmer im guten Stil muß voller Blumen seyn, und in ihm ist kein Wechsel der Jahreszeit sichtbar, da die Rosen auch im Winter blühen.

Ein Spaziergang im Freien, der Anblick des frischen Grüns, die Pracht der Blumen, der Gesang der Vögel und das Rieseln der Bäche, mag nur dann zu dem Herzen einer Französin sprechen, wenn sie es übersetzt in den Romanen findet.

Im glänzenden Zirkel der Pariserinnen mag ich gern das Bild einer jungen schönen Frau näher beleuchten, die eines ehrenvollen Daseyns und unbefleckten Rufes sich zu

erfreuen hat. Vor drei Jahren wurde ich in ihrem Hause eingeführt. Ich fand sie in ihrer eigenen einfachen Lieblingskleidung — ein leichtes, feines weißes Kleid, und doch im Schmuck; denn wie sie auch erscheinen mag, so ist es doch immer, als könnte man sie nicht schöner sehen. Um das liebliche Haupt glatt und glänzend aufgeschlagen fiel ihr dunkelbraunes Haar in vielfachen Schlangenlocken auf ihre Schläfe nieder, und ließ den Nacken, die Schultern unverhüllt, deren reine Formen und blendende Weiße sie zu den schönsten machen, die je gesehen wurden. Die freundlichen Locken, die sich leicht an das regelmäßige Oval ihres weißen Antlitzes schmiegen, sehen aus wie eine Zierde, und doch ist sie es allein, die ihrem Haarputz seinen Reiz verleiht. Viele Frauen sind aufgesetzt wie sie, ohne daß sie dadurch besser aussehen; Julie Recamier aber, sie erscheine nun im großen Strohhut, im wilden Gewirr herabfallender Locken, oder im Glanze des diamantenen Diadems, immer ist ihr Kopfputz schön, weil er ihr angehört, und weil man auch wenig darauf acht geben mag, da man ganz hingenommen ist vom Reiz des Spiels ihrer anmuthigen Phisionomie, des kindlichen Lächelns ihres kleinen Purpurmundes, des funkelnden Blickes ihrer süßen schwarzen Augen, unter deren Strahlen wie Rosen im Morgenthau die zarten Wangen blühen. — Die Einrichtung ihrer Zimmer ist in Harmonie mit ihrem Wesen; alles keusch und zart und schön. Ein hoher Blumengang führt zu ihrem Zimmer hinauf, sie selbst ist von Blumen umgeben; in ihrem Sallon verstreut liegen Tambourins und Kastagnetten, hier steht eine Harfe, dort ein Flügel,

all diesen Instrumenten weiß ihre geübte Hand die Seele zu entlocken. Sie bewegt sich wie ein ätherisches Wesen zum Tanz, dessen Verschlingungen und Wendungen, wie vielfach sie auch seyn mögen, nur dazu ersonnen scheinen, um den Reiz ihrer schlanken und hohen Gestalt auf das anmuthigste zu entfalten.

Wer sollte nicht glauben, daß eine Frau, die so reich, so schön umgeben ist, nur die Lust und die Freude des Daseyns kennt; daß sie, die ihre Anbeter mit gleicher Würde behandelt, eigenliebig und kalt sey, und nur darauf bedacht, wie sie am meisten glänzen und gefallen könnte? Wer möchte etwas anders in ihr sehen, als die schöne Frau, die im Bewußtseyn ihrer Reize, wie ein verwöhntes Kind vom Leben und von den Menschen nichts erwartet, als was sie schmeicheln und liebkosen kann? Es hat auch wirklich diese helle Stirn das Ansehen, als hätte die Sorge nie gewagt, auf ihrem keuschen Reiz zu ruhen, und wer sollte glauben, daß Thränen in so siegreichen Augen je gestanden hätten? Und dennoch hat Julie Thränen des Mitleids für fremden Kummer, und nie habe ich sie schöner gesehen, als wenn sie gerührt war.

Ihr Gatte findet sein Glück in der Erholung, die er bei ihr von seinen Geschäften findet. Ihm ist es wohl in Gesellschaft; er giebt sich gern der harmlosen Munterkeit hin, die den erwählten Zirkel seiner Freunde belebt, und die durch sein Wohlwollen, seine Freundlichkeit noch erhöht wird. Gern sieht er frohe Gesichter, und am liebsten ist

es ihm, wenn jederman bei ihm wohl ist. Seine Blicke durchstreifen das Gesellschaftszimmer, und wenn ihnen ein mißvergnügtes oder vernachläßigtes Wesen begegnet, so weiß er diese Person hervorzuziehen, sie aufzumuntern, und sie an der allgemeinen Freude theilnehmen zu machen. Wenn er gleich von Künsten und Talenten kein Dilettant und Kenner, ja nicht einmal Beschützer zu seyn affektirt, (was doch sonst den Reichen eine so natürliche Krankheit ist) so hegt er doch eine aufrichtige Hochachtung für talentvolle Personen, und äußert diese Achtung auf eine angenehme Weise. Bei dieser zarten und wirklich liebenswürdigen Vorsorge für alle, die sein Haus besuchen, ist doch Herr Recamier ganz anmaaßungslos, und wenn man gleich glauben sollte, daß er in der Gesellschaft Freude und Erholung sucht, so scheint er doch sich so ganz selbst zu vergessen, daß es aussieht, als suchte und fände er diese Ermunterung hauptsächlich in der Zufriedenheit seiner Gäste.

Ich kann mich hier nicht weiter über seine wesentlichern Eigenschaften auslassen, über seine Großmuth, seine Biederkeit, seine Treue in der Freundschaft, nur das setze ich noch hinzu, daß ich diesen würdigen Mann beobachtet, wie er von Geschäften überhäuft auch noch die Angelegenheiten seiner Freunde zu Herzen nahm, ihnen Rath und Beistand verlieh, und unter all diesen mannichfaltigen Beschäftigungen ruhig und heiter blieb, und in Gesellschaft erschien, als hätte er sonst nichts zu thun als dort liebenswürdig zu seyn.

Indeß Herr Recamier seinen Geschäften seinen Morgen aufopfert, weiß auch seine Frau ihre Zeit anzuwenden. Ihre Morgenstunden sind ausschließend dem Studium der Sprachen, der Musik, der Geschichte geweiht. Bei all ihrem Wissen hat ihr Geist etwas kindliches beibehalten, das ihr sehr wohl steht. Oft fällt es mir auf, wenn sie mit sanfter Stimme eine treffende und richtige Bemerkung hersagt, die schnell wie ein Blitz in ihr erwacht, und sich eben so schnell und naiv aus der innern Harmonie ihres Wesens wieder ausspricht. Ungerührt von den Schmeicheleien ihrer Bewunderer, und wie es scheint, unbekannt mit den vielfachen Anmaaßungen, die ein junges Herz an das Leben macht, fühlt Julie Recamier sich glücklich im Einfluß, den ihre Güte auf das Schicksal anderer hat. Den Anblick des menschlichen Elends nicht scheuend, sucht sie selbst die Armen und Betrübten auf. Wie manche Familie dankt ihr den Wohlstand, wie mancher Waise ist sie Mutter, wie manchem Sterbenden ist sie als tröstender Engel in der Todesstunde erschienen! Wie manche Thräne ist nicht getrocknet beim milden Schein ihres gerührten Blickes! Sie, die Pracht und Edelsteine verschmäht, schafft sich einen ewigen Schmuck, die Seegenswünsche, und den Dank der Betrübten. Wie sollte eine so reine Seele nicht fromm seyn? Und in der ächten Frömmigkeit war ja immer der Quell der höchsten Milde! Darum ist auch Julie Recamier so nachsichtsvoll und gütig gegen andere, als sie streng gegen sich selbst ist. Nie hat man sie andere tadeln gehört, nie hat sie gelitten, daß man ihr Uebels von andern sagt, um

so mehr, da sie, wie ihre geistreiche und liebenswürdige Mutter sagt, so rein ist, daß sie an das Schlechte gar nicht glauben kann. Möchten alle Frauen ihr gleich handeln! Wie würden sie sich gegenseitig mehr ehren, wie angemessen würde dies der weiblichen Güte und Sittsamkeit seyn, und wie würden die Männer selbst für Frauen mehr Achtung haben.

Die einzige gelehrte Frau, die ich hier kenne, ist Madame Fanny Beauharnois, eine Tante der Kaiserin, welche sich durch mehrere Schriften den Ruhm einer liebenswürdigen Verfasserin erworben hat; dies war in der Zeit, da ich Bekanntschaften kultivirte, eine der liebsten die ich hier gehabt. Sie ist für die Freundschaft empfänglich, besorgt für das Glück ihrer Freunde, sie haßt Unwahrheit und Affektation, und ist der Natur, die so viel für sie gethan, dankbar getreu. In ihrem Gespräch ist ein lebhafter und gebildeter Geist sichtbar, ihre Briefe würden der Sevigné Ehre machen. Wie angenehm aber auch ihr Gespräch durch den Zauber ihres Witzes wird, so geräth man doch, wenn man sie näher kennt, in Versuchung ihren Geist über ihr Herz zu vergessen.. Frau von Beauharnois hat immer im Zirkel der berühmtesten Männer und Frauen gelebt; ihr glückliches Gedächtniß hat von allen diesen Gestalten ein Bild bewahrt, welches sie mit einer ihr eigenen Anmuth darstellt. Von so vielen Anekdoten, die sie mir erzählte, erinnere ich mich nur einer, von Buffon. Sie warf ihm einmal seine Unbeständigkeit gegen Frauen vor. Wie ist es möglich, sagte sie ihm, daß Sie,

mit so herrlichen Gedanken, mit so schönem und tiefen Gefühl für die Natur dennoch keiner wahren Zärtlichkeit fähig sind? Bei diesen Worten wurde Buffon sehr ernst, legte seine Hand auf die der Frau v. Beauharnois, sah ihr tief in die schönen Augen, und sagte langsam: Frau Gräfin! Sie würden das nicht sagen, wenn Sie meinen Artikel über die Tauben gelesen hätten! —

Wenn von geistreichen und liebenswürdigen Männern in der großen Welt die Rede ist, höre ich nebst dem Minister Talleyrand die Herren von Narbonne und Denon nennen. Der Minister Talleyrand ist Welt- und Staatsmann zugleich; in seiner Unterhaltung ist all die Feinheit und Gewandheit, deren ein menschlicher Geist nur fähig ist, und seine vielfachen Kenntnisse sind für ihn reiche Quellen von Gedanken und Vermannichfaltigung des Gesprächs. Auch Herr von Narbonne, der mit dem Ton der großen Welt alle Vorzüge eines gebildeten Verstandes, und eines richtigen Gefühls des Schönen vereinigt, verdient den Ruf nicht minder, der seinen Namen begleitet. Hr. Denon aber ist von beiden ganz verschieden, und dürfte minder als Weltmann und Franzose zu betrachten seyn, als man ihn für einen ächten Kosmopoliten und Künstler halten kann. Bei ihm ist mehr Empfindung, Empfänglichkeit und fast naive Hingebung sichtbar, die jedoch mit dem feinen Tone der Gesellschaft im Verhältniß steht. Sein Leben, an Begebenheiten reich, ist in seinen reifern Jahren wunderbar schön gekrönt, durch die Freundschaft des heldenmüthigen Monarchen, dem seine ganze Seele an-

hängt. Es ist ein Genuß ihm zuzuhören, wenn er von Bonaparte spricht. Niemand ist inniger vom Gefühl seiner Größe durchdrungen, niemand hängt ihm wärmer und kindlicher an, niemand versteht ihn besser.

Ueberhaupt erzählt Denon sehr gut. Er fühlt von seinem Gegenstande das wahrhaft Interessante, und hebt es heraus, mit einer Anmuth, die seinem Geiste eigen ist. Bei ihm vereinigt sich die Essenz des Nationalgeistes und das Zartgefühl gebildeter Menschen mit dem Sinn für ein besseres Leben als das gewöhnliche, und mit Enthusiasmus für Größe und Schönheit.

Lassen Sie Sich, liebe Adelhaid, diese wenigen Bilder gefallen, die ich aus dem bunten Gewirre der großen Pariser Laterna magica festgehalten und ausgehoben habe. In ihnen ist alles begriffen, was mir Paris theuer und eines unvergänglichen Andenkens werth macht; sie werden immer in meiner Seele bleiben, wahrer und lebhafter als ich sie darzustellen vermag. Leben Sie wohl, geliebte Freundin meiner Jugend!

VI.

Sommerabende auf dem Lande.

I.

An Rousseau.

Sinnend schau ich hinüber, jenseit des Stromes, wo die Hügel von Montmorency sich in die Ferne verlieren. Der helle Mond gießt seine Lichtquellen über die weiten Gefilde. Silberweiß steht das wüste Schloß von Annières von dem schwarzen Pappelgehölz umgeben, das sich dunkel gegen den ungewissen Nebel der Gebirge im Hintergrunde zeichnet. Die Blumen hauchen ihre verschwiegensten Düfte in den Schoos der Nacht. Die schlancken Pappeln flüstern, im Abendwinde sich wiegend, vom Ufer herüber, und die Nachtigallen singen schmelzende Akkorde in die allgemeine Harmonie der Natur. Jetzt schlägt es Mitternacht! Ein frischer Wind fährt wie ein Schauer durch die hohen Lindengänge, und im Gehölz bilden sich seltsame Gestalten im Mondlichte. Kommt herbei, Geister der Nacht! verbreitet um mich all euern Schauer; und Du, heilige Wehmuth! schließe mein Herz an Dich mit sanfter Gewalt, daß es in Ahnung und Trauer zu vergehen wähne.

Winkst Du mir zu von den Hügeln? Seliger Geist, Rousseau, Du Liebling der Natur und der Empfindung;

dung; Dichter hoher Leidenschaft, lebendige Flamme der Liebe!

Dort wandeltest Du auf den Höhen, unter den uralten Schatten. Die blaue Ferne, die frischen Wiesen, die hellen Gewässer tragen noch den liebevollen Gruß Deines Blickes.

Seliges Loos der höhern Menschen! Ihre Gegenwart macht ihren Wohnplatz auf Erden zum heiligen Denkmal. Das Herz wird ergriffen vom süßen Schauer, der wie ein Geist ihr Andenken umschwebt.

2.

Die Hütte.

Am Ufer drüben steht eine Hütte, umpflanzt von dichtem Gebüsch, mit Reben bekleidet; ein Gärtchen daran, mit Gemüse und Früchten, und eine dunkle Laube am Strome.

Wer mag die trauliche Stelle bewohnen? Ach! wie viel tausend Wünsche mögen aus den engen Gränzen jener Hütte fliegen, weit in die Ferne!

Unruhiger Geist des Menschen, der sich stets aus der Heimath sehnt, den nichts befriedigen, nichts stillen und nichts genügen kann!

Weit über das Grab geht sein irdisches Bangen und Sorgen, und im kurzen Augenblick seines Daseyns auf Erden möchte er sein Wirken auf Ewigkeiten ausdehnen.

Wohl dem, der seine Wünsche zu beschränken weiß auf innere Ruhe des Gemüthes, der seine Welt und sein Sorgen an seine nächste Umgebung fesselt, ehe er vom Unglück ermüdet nach Ruhe sich sehnt, die er vorher in seinem Uebermuth verschwendet!

3.

Die Abtei St. Denis.

Es war zehn Uhr, eine schöne Nacht. Ich sah aus meinem Fenster den Park im sanften Schimmer des Mondes, die Nachtigallen schlugen. Madame R. schickte herauf, und ließ mich zu einer Spazierfarth einladen. Ich wußte nicht, wohin so spät die Reise gehen sollte, wir fuhren nach St. Denis, in der Begleitung eines Nachbars. Das friedliche Städtchen lag vor uns im Mondenglanz, wenig Lichter brannten noch in den Häusern. Nur die Handelsladen waren noch hell. Ich verglich in Gedanken diese Boutiquen und ihren bescheidnen Apparat mit den reichen und prächtigen Waarenlagern, die ich zu derselben Stunde oft in Paris in vollem Glanze gesehen, wenn wir vom Schauspiel zurück durch die Rue Vivienne, oder Richelieu fuhren. Wie arm und kleinlich diese Boutiquen

sind, dachte ich, da doch gewiß das Schicksal einer Familie an dem Fortgang eines solchen Handels hängt, da doch gewiß der Erwerb dieser Waaren, die Einrichtung dieser Läden dem Besitzer jahrelanges Sinnen und Streben gekostet hat, und das höchste Ziel seiner Wünsche war.

Wie manche junge Mädchen mögen hier eine fröhliche Hochzeit gefeiert haben, die nach langen Jahren von dem Erwerb ihres kleinen Handels eine Ausstattung für die Töchter gesammelt, und dann des Arbeitens müde die Aufsicht der ältesten übergaben. Wie mancher einzige Sohn, Erbe und Fortpflanzer eines solchen Ladens seufzt für ein junges armes Mädchen, und erfreut sich mit der Hoffnung, sie einst zur glücklichen Gattin zu machen.

Ihr seyd glücklicher in eurer Beschränktheit, rief ich ihnen in Gedanken zu, als eure stolzen Nachbarn in Paris; zu eurer ganzen Zufriedenheit bedarf es keiner größern Summe, als die, welche es jenen kostet, um ihrer Boutique ein glänzendes Ansehen zu geben, und diese kleine Summe wißt ihr durch euren Fleiß, eure Beharrlichkeit, eure Genügsamkeit zu erwerben, dahingegen jene sich mit dem Glanze, der sie umgiebt, für die Sorgen und das Ungemach ihrer Lage nicht gehörig zu trösten wissen, und wer weiß, wie oft, gern mit euch tauschten!

Wollen Sie die Todten auferstehen heißen, schöne Julie? wollt ich der Madame R. zurufen, als ich sah, daß der Wagen vor der Abtei hielt. Wir stiegen aus. Der

ehrliche Schweizer wurde aus dem Schlafe gepocht, er kam mit Lichtern, freundlich genug; wir traten in die verwüstete Kirche. Der Wind gieng scharf und das Licht, das vor uns her getragen wurde, flackerte so, daß sich an den Säulen, in den Kapellen wunderbare Schatten, wie Gestalten bewegten. Schwirrend und schreiend flatterten die Eulen über uns weg, die der Lichtschein erschreckt hatte. Mir schauderte, uns allen mochte nicht wohl zu Muthe seyn. Doch Julie, ob sie gleich ein wenig bewegt war, blühte, wie eine Rose, und stand mit dem Lächeln der Unschuld auf den Gräbern. Der Kontrast dieser Grüfte und Ruinen mit der jungen Schönheit vor mir machte einen tiefen Eindruck auf mich. Wie sie da glänzt und blüht, dacht ich; wie, wenn des Todes Hand über diese Blume hinstreifte, und sie entblätterte? .... Doch bald entwich dieser Gedanke; denn wie ist es möglich an die Vergänglichkeit eines Wesens zu glauben, indem es in solcher Frischheit und Kraft vor einem steht?

Der Schweizer führte uns in die tiefen Gewölbe hinab, und zeigte uns die leeren Stellen, wo die Särge von drei Dynastieen gestanden hatten. Sie sind nicht mehr da, die prächtigen Monumente, sagte er, aber diese Stelle haben die Buben nicht vernichten können, und wenn kein Stein auf dem andern mehr stünde, so würden die Enkel noch ihren Kindern diese Stelle zeigen, und sie wird merkwürdig bleiben, so lange sich noch Menschen besinnen.

Dort stand Ludwig der XV., sagte der Schweizer,

indem er ein Plätzchen am Ausgange des Gewölbes zeigte. Dort wurde immer der letzte König hingesetzt, um dem folgenden Platz zu machen; er hat keinen Nachfolger gehabt, ich dachte das nicht, als sie ihn hinsetzten. In diesem Augenblicke sah ich die Sterne durch die Kuppel blitzen, das Gedicht der Karschin fiel mir ein:

Noch voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen;
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.
Hier aber, unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles,
Dem Thronen = Pomp, dem Kronen = Glück
Droht eine Zeit des Falles. *)

Sie sind gefallen, die stolzen Herrscher, dacht ich, aber wenn gleich die Wuth der frechen Empörer bis in ihre Ruhestelle gedrungen ist, um sie zu vernichten, so ist doch das Andenken ihrer Größe unvergänglich. Auch Napoléons Ruhestätte wird einst der Enkel zeigen, doch wird sein Geist noch fortwirken in seinen Thaten, und sein Andenken wird seinen Stamm befeuern, daß er des Ahnherrn würdig bleibe.

Der Kaiser wird St. Denis wieder herstellen? **)

*) Verse aus der Ode: Wenn ich erwache denk' ich dein. Siehe Karschin Gedichte.

**) Schon ist die Arbeit an der Abtey von St. Denis begonnen, und wird mit unbegreiflicher Schnelle vollendet.

fragt ich den Schweizer. Ja wohl! sagte er freudig, ich werde es wieder in vollem Glanze, und noch schöner sehen,

die Kuppel ist völlig bedeckt, die eisernen Stäbe an den Fenstern, welche die Zerstörer ausgebrochen hatten, sind neu eingesetzt, die Wände werden ausgebessert, und schon sahen wir die erfreulichen Farbengläser am Mittelfenster der hohen Emporkirche wieder schimmern; die Zerstörer hatten in St. Denis keine Scheibe gelassen, und sogar, um einen antiken Kopf von Marmor wegzureißen, ein Loch in die Kuppel gemacht. Die Einwohner von St. Denis überlassen sich der angenehmen Hoffnung die Monumente wieder zu bekommen, die man ihnen unter dem Vorwande entrissen hat, sie vor Beschädigung zu retten, und die nur in der Abtei an ihrer rechten Stelle sind. Vermuthlich ist die ganze Arbeit zum neuen Jahre vollendet. Es ist des Kaisers würdig, dies hohe Monument wieder herzustellen, welches unter Pipin und Carl dem Großen gebaut wurde, und ein Meisterstück der zierlichsten, geschmackvollsten und edelsten Gothischen Bauart ist. Einige Basreliefs mit Figuren an der Außenseite, sind in einem so edeln Style gearbeitet, daß auch ein Grieche sich ihrer erfreuen würde, und der ganze Plan der Abtei, die unschätzbare Kuppel der Emporkirche, sind von einer Schönheit, die ich vergebens in neuen Gebäuden suche. Noch hat der Kayser diese Kirche nicht betreten, vermuthlich wird er bei ihrer Einweihung zugegen seyn, nach meinem Gefühle eine der herrlichsten, ehrenvollsten Ceremonieen, die unter seiner Regierung bis jetzt Statt gefunden haben. Es ist seiner würdig, die Denkmale wieder herzustellen, welche Frankreichs alten Herrschern gehörten, und ihren entweihten Staub wieder mit dem Volke zu versöhnen, mit dem Volke, welches an der Zerstörung ihrer Grabmale unschuldig war, denn noch

und die Asche unserer Helden und Fürsten wird wieder durch ihn zu Ehren kommen!

Es war über Mitternacht, als wir aus der Abtei giengen, Madame R. versprach mir noch eine Fahrt nach Montmartre; sie sieht gern die Gräber, und besucht sie oft. Ich sagte ihr, sie solle nach Teutschland, nach der Schweiz gehen, wenn sie poetische Kirchhöfe sehen wollte.

Ich sehne mich nach euch, vaterländischen Grüfte, wo unsere Helden und meine Lieben ruhen, wo die weißen

nennt es ihre Namen mit Ehrfurcht und Anhänglichkeit, und jene niedrige That war das Werk der damaligen Regierung. Die Zerstörer drangen mit einem Befehl vom Ministerium ein, die Särge wurden an die freie Luft gerissen und geplündert, die Todten einer auf den andern geworfen, und nur wenige rohe Menschen aus dem Volke nahmen Theil an diesem schändlichen Unterfangen. Die todten Herrscher blieben liegen, und man wußte nicht, sollte man sie verbrennen oder vergraben. Da weiter keine Ordre darüber eingieng, entschlossen sich eines Morgens mehrere Einwohner nebst dem Schweizer, eine große Grube zu graben, die Knochen und Leichname wurden hineingeschüttet, und mit Erde bedeckt — 52 Herrscher! Noch schmeichelt man sich mit der Hoffnung, es würden einige Verfügungen wegen dieser Gruft eingehen, so daß der Staub der Todten von neuem eingeweiht und ehrenvoll beigesetzt würde. Es werde nun was da will verfügt, man wird nie zu viel von der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe des neuen Herrschers erwarten.

Marmorgruppen und die schwarzen Kreuze über den grünen Hügeln, unter den hohen Linden stehen, und Kinder fröhlich mit Graß und Blumen spielen.

Wie ist es doch dem Teutschen eigen, jedes Andenken mit dem Zauber der Phantasie zu vermählen, der die Finsterniß der Grüfte mit blühenden Bildern unterbricht, daß sie wie eine freundliche Ruhestätte erscheinen, welche die Sehnsucht nach dem Tode erweckt!

4.

Juniusmorgen.

Im Thal Montmorenci.

1805.

Geliebtes Thal, das meine Blicke grüßen,
Das sehnsuchtsvoll ich oft im Geist gesehn,
Wie schön bist Du, am Quelle wo die süßen,
Die duftgewürzten Morgenlüfte wehn!
Wo sich verschränkt die Blütenzweige küssen,
Die Thränenweide senkt mit Liebesflehen
Die schlanken Arme hin in dunkle Fluthen
Und Rosen kühlen ihres Busens Gluthen.

Der Bäume Wipfel glühn, getränkt in Glanze,
Welch Purpurlicht belebt die grünen Auen!

Und wie die Wesen schweben all im Tanze
Und Musik tönet aus der Luft, der Blauen,
So muß aus der Gebirge duftgem Kranze
Der reine Himmel liebestrahlend schauen,
Und frische Kraft der Morgenwind verhauchen
Daß neu die Welt in Lust sich möge tauchen.

Wie wohl ist mir in diesen Einsamkeiten!
Welch selig Daseyn, hier auf stiller Flur,
Hier schweigt des wunden Busens innres Streiten,
In Nacht versinkt des Leidens bange Spur,
Und lieblich klingen meiner Seele Saiten,
Geregt vom süßen Hauche der Natur.
O wär in solchem Thal in Lieb und Frieden,
Ein Wohnplatz mir, ein blumig Grab beschieden!

5.

Der Geliebte.

Sonnet.

Du meiner Wonne süße Lebensquelle!
Geliebter, mein Gedanke, mein Entzücken,
Es geht ein Morgenroth in deinen Blicken
Der Lust mir auf, die Welt wird schön und helle.
Im Busen wird das Herz zur Feuerwelle,
Ein banges Schmachten muß es süß umstricken,
So wünsch ich ewig nur nach Dir zu blicken,

Wie Klytia nach Phöbus Strahlen = Helle.
Und jeden Morgen kehrt sein Angesicht
Sie zu erfreun, die selig sich erhebet
Den Feuerstrahl im Busen aufzufassen.
Mit meiner Seele Leben tief verwebet,
Mag so Dein liebes Bild mich nie verlassen,
Aus dem mein Denken Farbe schöpft und Licht.

6.

Reiz des Lebens.

Rosaura und ich giengen heut das Ufer der Seine hinter dem Parke entlang. Es dämmerte schon, die Luft war schwül. Im Gehölz bei der Mühle am Ufer wollten wir ruhen. Wir fanden Heu auf dem Felde aufgeschichtet, wir trugen es herbei, unter eine Ulme, breiteten unsere Tücher darüber und setzten uns, indem wir scherzend sagten: uns müßte auf unserer Wallfarth etwas romantisches begegnen. Nicht lange, so sahen wir eine alte Frau ängstlich suchend umhergehen. Wir fragten sie, was ihr fehle. Sie sagte, daß sie nicht wüßte wo etwas Heu hingekommen wäre, das sie mühsam zusammengelesen, um es zu verkaufen. Wir sagten daß wir darauf säßen, und nun war sie ruhig.

Ihr leidendes Ansehen, ihre eingefallene Gestalt fielen mir auf. Ich fragte sie wer sie wäre, wie es ihr

gienge. Sie wollte Anfangs mir ausweichen, doch bald wurde sie überwältigt vom Bedürfniß sich mitzutheilen. Mit Thränen sagte sie, daß sie arm und elend sey, und einst bessere Tage gekannt habe. Wir bewogen sie, uns ihre Geschichte zu erzählen, die mich tief in der Seele erschütterte.

Jung und wohlhabend war sie an einen armen Landmann verheurathet, den sie lieb hatte, mit dem sie glücklich lebte. Er starb, und hinterließ ihr drei junge Kinder, die sie mit vieler Aufopferung und Sorgfalt erzog. In der Revolution litt ihr Vermögen Schaden. Der älteste Sohn wurde conscribirt, und sie hat nichts mehr von ihm gehört. Der zweite gieng nach Indien, und starb auf dem Meere. Nur eine Tochter war ihr geblieben, ein liebes hübsches Mädchen. Die Mutter fühlte sich schwach und kränklich, und wünschte vor ihrem Tode das Mädchen verheurathet zu sehen. Ein begüterter Bauer hielt um sie an, doch verlangte er eine gute Ausstattung. Die Tochter hatte ihn lieb. Die Mutter bot alles auf, entblößte sich selbst von Allem, stattete die Tochter vortreflich aus, und hoffte ihr Kind glücklich zu machen, und mit ihr und dem Schwiegersohne zu leben. Als die Hochzeit vorüber war, bezeigte sich der Schwiegersohn hart und tirannisch gegen seine Frau, übermüthig und höhnisch gegen die Mutter. Sie duldeten beide, so gut sie konnten, die junge Frau wurde schwanger, und starb nach der Entbindung. Ihr Kind, ein Sohn, überlebte sie nur 24 Stunden, doch stützte der Schwiegersohn auf das kurze Leben dieses Kindes seine

Ansprüche auf die Ausstattung seiner Frau. Sey es durch List, durch Geld, oder durch die Gesetze, genug, er drang durch, und stieß seine ehemalige Schwiegermutter aus dem eigenen Hause. Die Unglückliche gieng umher, unbewußt wo sie ein Nachtlager und Brod finden würde. Betteln wollte sie nicht, sie nahm Dienste als Kühmagd. Gram und Alter hatten ihre Kräfte angegriffen, sie war nicht lange fähig diesen Dienst zu verrichten, und wurde entlassen. Sie fand ihr Nachtlager in einem Stall, wo sie der Magd an die Hand geht, und allerlei kleine Geschäfte verrichtet. Dort schläft sie auf Stroh, lebt von trocknem Brode, und was ihr sonst im Hause gereicht wird. Wenn Heu oder Korn geärndtet wird, hält sie eine Nachlese.

Ach! vier und achzig Jahre ist sie alt, und die Erinnerung der guten Zeit steht zu ihrer Quaal noch frisch und jung vor ihr da! Wir sagten ihr, sie möchte auf das Schloß kommen, und nach uns fragen. Sie war schwach von Gedächtniß und von Gesicht, unsere Namen konnte sie nicht behalten. Ich hatte ein Billet bei mir, welches ich ihr gab, und sagte, sie möchte es dem Portier zeigen, so würde er sie zu mir führen, und wir würden von ihr mit Madame R. sprechen.

Ach! rief sie aus, c'est donc Dieu, qui m'a conduit ici!

Sie kam, ich hatte das Vergnügen ihr versprechen zu können, daß Julie für sie sorgen wird. Die Lust ihr wohl

zu thun, hatte sich bis auf die Dienstboten erstreckt, und mit Geld, Kleidungsstücken und Speise überhäuft, wurde sie entlassen. Wer kann es sagen, wie ihre erloschenen Blicke sich noch einmal froh belebten, wie sie zitterte und dankte!

Mich schauderte vor dem Gedanken an ihr Schicksal. Wie ist sie so ganz allein, so von allen Neigungen und Kräften des Herzens verlassen! Was hält sie noch an der Welt? O unbegreiflicher Reiz des Lebens, dessen letzten Tropfen der Unglückliche noch mit sehnsuchtsvoller Hoffnung auffängt, und, wie herbe er auch seyn mag, nicht verschmäht!

7.

Klage.

Ich fühl' in mir die innre Kraft erblassen,
Die alle Kräfte regt zum muntern Leben;
Es will der Trieb zum Dichten mich verlassen
Und wie gelähmt ist alles höhre Streben.
Was einst mein Geist mit Liebe mocht umfassen
Das kann mir nicht die alte Freude geben,
Todt liegt vor mir die Waldung und die Flur
Und keine Zunge mehr hat die Natur.

Wo bist du hin, des süßen Lebens Fülle?
Bist du versiegt im Busen, holde Quelle?
Ich stehe kraftlos vor der schönen Hülle,
An der erblichnen Freuden Grabesstelle.
Auf alles ruht des Todes dumpfe Stille,
Und nimmer wirds in meiner Seele helle.
So muß ich denn das Liebste scheiden sehen
Und über Gräber hin, zum Grabe gehen!

8.

Der ländliche Ball.

Ein junger Landmann mit einem runden frischen Mädchen kam diesen Abend auf das Schloß, um Madame R. und ihre Gesellschaft zum Ball einzuladen, der nach der Erndte, am Tage der heiligen Rosa beim Gärtner von Clichy gegeben wird. Wir giengen hin. Es traf sich eben, daß Madame R. ein kurzes weißes Ballkleid trug, von feinem Musselin mit Spitzen garnirt. Ein schneeweisser großer Basthut, von welchem herab sich drei volle Rosen auf die Stirn nach dem linken Schlafe zuneigten, ein schmaler Gürtel vom zartesten Lilas, was bedurfte es mehr, um sie zu schmücken? sie, die so glänzend, und mit eben dem freundlichen Anstand in die dunkle Hütte trat, als gienge sie in den Ballsaal eines Ministers!

Ein kleines niedriges Zimmer, auf den Schränken

und Tischen einige Talglichter, zwischen den Gardinen des Alkovens ein Violinist, der mit heischrer Stimme die Touren kommandirte, Bauern und Tagelöhner — welche Umgebung für Julie R.! Doch je weniger harmonisch diese Umgebung mit ihr war, je lieblicher und glänzender erschien sie selbst.

Es drängte sogleich alles sich um uns her. Wir waren vier Damen, die zum Contretanz engagirt wurden. Der Wirth sagte zu Madame R.: Hier ist nicht Vestris, nicht Gardel, aber lustig sind wir. Nun tanzte sie. Meine Blicke wiegten sich auf ihren anmuthsvollen Bewegungen, es ist als wäre sie selbst die Musik zu ihrem Tanz, und mich dünkt, ein Tauber müßte sich einen Begriff von Harmonie und vom Klange machen können, wenn er sie tanzen sähe.

Wir wurden zu allen Tänzen geladen, und schlugen die meisten aus, damit die jungen Landmädchen nicht Zuschauerinnen blieben. Nur die Erfrischungen durften wir nicht ausschlagen, die nach jedem Tanz gereicht wurden. Sie bestanden aus Wein, Zucker und Wasser. Wir blieben bis Mitternacht. Beim Weggehen sagte Madame R. den Bauern: sie lade ganz Clichy auf künftigen Sonntag ein, um auf dem Schlosse und im Parke zu tanzen. Sie freuten sich herzlich, denn, sagten sie, wenn Madame R. nicht wäre, so hätten sie sonst das ganze Jahr keine Erholung als am Festtage der heiligen Rosa.

Die herzliche Höflichkeit, die Bescheidenheit, und der

muntere zierliche Tanz der Französischen Bauern hat mir sehr gefallen. Ihre Kleidung ist sehr städtisch, das kann aber so nahe bei Paris nicht anders seyn.

9.

Die Feste der Heiligen.

Alle Rosen hatten gestern ihr Fest, d. h. alle Frauen, Mädchen und Kinder, die Rose heißen. Es ist eine wohlerfundene Sitte mit diesen Namenstagen und der Art, mit welcher sie hier in Paris, und in katholischen Ländern überhaupt gefeiert werden. Am Abend vorher werden die Blumen und Verse und Geschenke gebracht, alle so sinnreich und scherzhaft, als möglich. Eingeladen werden wenige, die meisten Verwandten und Freunde finden sich von selbst ein, und jeder ist willkommen, der nur einen Strauß bringt. Das Haus kann oft all die Blumen und Blumenstauden nicht bergen, und es ist mir immer unbegreiflich, wo alle die Blumen herkommen, die an solchen Tagen verschenkt werden, um so mehr, da Paris auch für sechs Meilen in die Runde die Blumen liefert, und da man in den Winterfesten keine Veränderung spürt, die so bekränzt sind wie die des Frühlings.

Bei solchen Festen wird gesungen, deklamirt, getanzt, Musik gemacht, die gesellschaftlichen Spiele alle kommen

an

an die Reihe, es werden Sprüchwörter aufgeführt, alles je bunter je besser, wenn man nur fröhlich ist.

In großen Häusern werden diese Namenstage mit Ceremoniel behandelt. Ein köstliches Souper, glänzende Gesellschaft, die besten Akteurs und Aktrizen, die beliebtesten Sänger und Musiker, die berühmtesten Tänzerinnen werden eingeladen, und spielen, singen, tanzen, wie auf der Bühne, vor einer Gesellschaft von 150 Personen. Die üppige Verschwendung der Blumen, mit goldnen und silbernen Geschirren, und andern reichen Geschenken, wird, wie eine Trophäe im Salon geordnet, und es zeigt sich in allem mehr Anmaaßung und Mühe, dennoch bleibt es dabei, daß sich auch aus diesen großen Feten die ursprüngliche Fröhlichkeit und muntre Unordnung eines solchen Tages nicht verbannen läßt.

10.

Der Ball auf dem Schlosse.

Ganz Clichy freute sich auf den heutigen Abend. In weißen Schürzen und Häubchen, mit rothen Tüchern und goldnen Halsketten, kamen die frischen Bäuerinnen an, begleitet von ihren Vettern und Freunden. Die Dienstleute vom Schloß, die Kammerfrauen, alles war geputzt und hatte etwas zu erwarten. Die Bauern hatten von vier Uhr an im Park getanzt, sie entfernten sich um sieben,

da wir zur Tafel giengen. Eine glänzende Gesellschaft, die bei Mad. R. versammelt war, mischte sich nach dem Essen unter die Bauern, die von allen Seiten zuströmten, und die zwei Eßsäle und den Billardsaal füllten, wie auch einen Theil des Parks, den der Mondhelle warme Abend sehr angenehm machte. Madame R. mit ihrem Neffen, führte den ersten Contretanz der Bauern auf. Im zweiten tanzten Herr und Madame R. Im Salon war für die Pariser eigne Musik, und die Bauern tanzten in den zwei an einanderstoßenden Eßsälen, die mit Argandischen Lampen erleuchtet waren. Es war ein hübscher Anblick, die drei Tanzsäle nach einander.

Der Salon war voll schöner Frauen: die liebenswürdige Wirthin, die schöne Signora Ruga aus Mailand, die liebenswürdige Rosaura, und ein Schwesternpaar: Zoé und Virginie, zwei ganz Raphaelische Gestalten, die jüngsten und zartesten Blüten des Festes — fielen mir als die schönsten auf. In den Contretänzen machte diese Vereinigung einen harmonischen Effekt, der wohl eher für eine feenhafte Täuschung als für Wahrheit gehalten werden konnte, wozu denn der Reiz des Französischen Tanzes gleichfalls beitrug.

Ich möchte es eher loben, und für ein Zeichen von Bildung halten, daß der Tanz in Frankreich als Kunst behandelt wird, als mich den Tadlern zugesellen. Ich halte es für eine Pflicht der Frauen, die Anmuth der Bewegungen so fein auszubilden, als sie es nur vermögen, wozu der

Tanz das beste Mittel ist. Macht man es sich einmal zum Gesetz, sich in allem mit Anstand und Zierlichkeit zu betragen, so macht die Gewohnheit, daß nicht mehr Anstrengung dazu gehört, als wenn man es unterläßt. Die Anmuth ist uns angeboren, denn was ist graziöser als ein fröhliches Kind? Wir verlieren diese natürliche Grazie nur durch schlechte Angewohnheiten, darum müssen wir sie durch Achtsamkeit und gute Gewohnheiten uns wieder zur Natur zu machen suchen. Was ist reizender als ein Mädchen, eine Frau, die mit der vollen Blüte der ausgebildeten Schönheit, die naive Grazie der Kindlichkeit vereinigt?

Als die ersten Contretänze vorüber waren, wurde gewalzt. Man walzt hier auf der Spitze des Fußes; am beliebtesten ist der Russische Walzer. Es ist ein doppelter Walzpas, und wird gehüpft: Ein muntrer und hübscher Tanz, der statt des schnellern Walzens nach den ersten Touren des gewöhnlichen Walzers getanzt wird.

Nun ergriff Virginie auf Bitte der Mad. R. den Tambourin. Die Harfe erscholl zur Gavotte. Das junge Mädchen erhielt allgemeinen Beifall, wegen ihrer natürlichen Anmuth und wegen ihrer Schönheit.

Nun kamen wieder Contretänze und Walzer, wie auch eine Angloise, dieser Tanz wird hier zu sehr gehüpft, zu rasch ausgeführt. Die Quadrille wird in Paris fast eben so getanzt wie bei uns, mit dem Unterschied, daß sie viel rascher ist, und daß die Touren mannichfaltiger sind.

Auf einmal ergriff Madame R. den Tambourin. Ein Freudengeschrei erscholl. Die Gesellschaft schloß einen Kreis, mitten im Tanz hörten die Bauern auf und drängten sich herbei.

Zuerst begannen langsam und feierlich die Töne der Menuet. Eine tiefe, tiefe Verbeugung! Mit einmal erschallt die Musik zum raschen Tanz, der Tambourin klirrt mit seinen Silberglöckchen. Die muntern Scherze der Gavotte beginnen. Es sind wahre Kaprizen der Grazie, diese Touren, der Körper wiegt sich auf den Tönen, die Wendungen sind überraschend und malerisch. Der Tambourin, bald in Lüften schwebend, bald gesenkt, bald seitwärts mit hingeneigtem Körper gehalten, das Haupt halb verbergend, und das Forte und Adagio der Bewegungen mit seinem Schall begleitend, hat einen unbeschreiblichen Reiz. Und Julie R., die in diesen Tanz bald süßes Schmachten, bald holden Muthwillen, bald frohen Scherz, kurz, ein ganzes Zauberwerk von Ausdruck und Lieblichkeit legt! —

Unsere Augen wurden trunken von dem süßen Licht ihres Wesens, und so schön auch unser Genuß war, wurde er doch durch die Vorstellung gestört, daß der Tanz endigen würde.

II.

Ländliche Belustigungen der schönen Welt.

Musik und Tanz sind das Element der Französischen Cirkel. Am liebsten sind sie mir bei ländlichen Belustigungen. Oft sind die Abende frisch, ein helles Feuer lodert im Kamin, während die Glasthüren nach dem Garten zu offen stehen. Die Gesellschaft ist Gruppenweis zerstreut beim Schein der Flamme, die spielend farbige Lichtmassen auf die Figuren wirft. Die Harfe erklingt, dies romantische Instrument, bei dem ich mich gern in die alte Zeit träume.

Die besten Sängerinnen der Hauptstadt, die besten Musiker kommen, solch einen Abend zu verschönern. Ich hörte heute auf der Harfe, den in England und Teutschland gleichfalls geschätzten Hr. v. Marin. Mir war als erstaunten die Saiten über die Sprache, die er ihnen gab. Auch Cécilie St. Aubin, ließ ihre schöne Stimme hören. Es ist eine Italiänische Kehle, so jung, so frisch, so silbern und reich! Wir baten auch die Mutter zu singen. Soll ich Sie einschläfern? fragte sie. Thun Sie es, antwortete ihr jemand, wir werden schöne Träume haben.

Auch Wölfl war hier, und gab mir mit seinem schönen Spiel die Entzückung des Abends wieder, da ich ihn in Teutschland hörte.

Ein solcher Abend ist ein wahres Schariwari. Es wird gespielt, gesungen, deklamirt, getanzt. Die gesellschaftlichen Spiele sind äußerst lärmend und beweglich. Auch Sprüchwörter und Charaden werden aufgeführt. Das bekannte Sekretairespiel, und Monsieur et Madame, sind zwei recht witzige und muntere Spiele, die sehr beliebt sind.

Billard spielen die Frauen hier meisterhaft. Es ist eben nicht das vortheilhafteste Spiel für die Anmuth der Bewegungen, um so koquetter ist der beliebte Federball.

Solch ein Abend ist wahrhaft munter. Dafür ist es aber auch nur außer Paris erlaubt froh zu seyn, und all dies Leben bleibt für das folgende Jahr auf den Landschlössern zurück. Deshalb wird der Aufenthalt auf dem Lande bis zum Karneval verlängert, um so mehr, da die Bequemlichkeiten und die Gesellschaften aus der Stadt, dort nicht vermißt werden.

12.

Das Bad im Flusse.

Lau war der Abend, der Vollmond schien, kein Lüftchen wehte. Es war, als schwiege die ganze Natur vor der Pracht des schönen Himmels über uns.

Am Ufer stand ein Kahn, mit einem weißen Gezelt

bedeckt, die Damen stiegen ein. Sanft glitt der Nachen über die ruhige Fläche, die das Bild des Mondes und der Gegend freundlich in ihrem Spiegel aufnahm.

Wir hielten an, wo in der Seine ein dicht verhangnes Gezelt bereitet war. Bald waren wir entkleidet, und bald hatte uns die liebliche Kühle des Wassers in ihrem Schoos aufgenommen.

Da wir zurückkamen, ritten einige Damen durch den Park über den Rasen weg nach dem Schloß. Es nahm sich artig aus im hellen Mondschein, diesen Zug der weißen Gestalten über den grünen Plan zu sehen.

Ein köstliches Souper von feinem Geflügel, Wildpret, Früchten und Konfekt, stillte unsern Appetit, den das Bad erregt hatte, und beschloß den Abend unter fröhlichen Scherzen.

Die Pariserinnen lieben diese Flußbäder, die den Nerven und der Haut sehr zuträglich seyn sollen. Auf dem Lande wird theils des Morgens, theils des Abends im Fluß gebadet, selbst bei kühler Witterung und spät im Herbst.

In unsrer Nachbarschaft, bei Neuilly, ist das Badezelt der Prinzeß Karoline, bei einer Insel aufgeschlagen. Ein dichtes Gitter, im Wasser mit einem Zeltdach, daneben ein artiges Häuschen, zum An- und Auskleiden; eine Gondel mit einem Zeltdach und weißen Gardinen,

auf der eine dreifarbige Fahne weht. Auch das Zelt ist dreifarbig. Das Ganze so einfach und bequem, als niedlich.

13.

Lebensglück.

Der Mond schien voll und hell über die Felder, wir fuhren rasch durch die duftenden Lindenalleen. In sanfter Bewegung wiegten sich die leichten Federn der eleganten Kalesche. Kindisch tändelte die Luft mit den Blüthen und Zweigen, ein liebevolles Leben wehte über der Erde. Ich fühlte mich beseelt und hingenommen, die Schönheit der Natur rief aus dem Schlummer theure Erinnerungen hervor, die, sich entfaltend an ihrem Busen, wie Blumen am Sonnenstral die süßen Düfte aushauchten.

Meine Kindheit mit ihrer stillen Seligkeit, meine Gespielinnen, meine ersten Freuden, alles erwachte liebkosend in meiner Seele. Wie ein Traum war alles Unglück verschwunden, und alles was ich liebe war wieder da, als hätte ich nichts verloren. Dauern konnte solch eine Stimmung nicht, aber es ist ein solcher Augenblick der Entzückung nichts anders, als eine göttliche Offenbarung der ewigen Liebe, die im Busen den Trost zurückläßt, daß kein ächtes Besitzthum des Herzens uns auf immer geraubt wird, daß wir einmal alles am großen Quell der Liebe wieder finden.

Das Anhalten der Kalesche wekte mich aus meiner Träumerei. In M. stiegen wir aus, vor einer Hütte am Fuß des Waldes. Es war Juliens romantischer Plan, daß wir hier zu Abend essen sollten. Der Siz unsrer Kalesche verbarg feine kalte Speisen und kostbare Weine; Früchte hofften wir in der Hütte zu finden, deren Bewohner, ein alter Familienvater durch Juliens Wohlthaten ihr bekannt war. So wie leckere verwöhnte Münder auch einmal von ganz einfachen Speisen gern kosten mögen, so wünschen auch reiche Menschen, die immer mit Glanz und Kunst umgeben sind, mitunter ein wenig Natur zu kosten; dies war wohl der Anlaß zu unsrer Spazierfarth. Auf eine unerwartete Weise wurden wir, die wir uns heiter zerstreuen wollten, mit Schmerz und Nachdenken überrascht.

Als wir in die Hütte traten, fiel mir der Anblick eines Mannes in Schwarz gekleidet, auf, dessen tiefe, ganz leblose Trauer mit der Blüthe der Jugend und Schönheit in seinen Zügen, wunderbar stritt und kontrastirte. Neben ihm saß der Geistliche des Ortes, der seine Hand hielt, die Hausmutter, der alte Vater, zwei ehrwürdige Gestalten, sahen traurig auf den jungen Mann hin, und ihre verweinten Augen bezeugten die Macht des Schmerzes, wie ihr auch die reifste Zeit des Menschen unterthan ist. Unter diesen Trauergestalten ward ich ein holdes blondes Mädchen gewahr, ein Enkelkind der Alten, die in ihrem zarten Antliz die Ruhe des Himmels und die ganze süße Unbefangenheit der Kindheit trug. Sie war die erste, die uns bemerkte, und fröhlich auf Julie zulief, die sie herzlich

küßte. Unsre Gegenwart schien der Familie auf eine schmerzliche Weise willkommen, es war ihnen wohl überraschend ihre geliebte Wohlthäterin, die schöne Julie zu sehen, doch war ihr Schmerz zu frisch, um irgend einer fremden Zerstreuung fähig zu seyn, denn die Trauer verlangt die eigene Nahrung, und verzehrt sich zuletzt in sich selbst, dahingegen jeder fremde Eindruck sie stört und reizt.

Mit bebender Stimme sagte der Alte: Ach Madame, muß ich Sie jetzt sehen, nun ich so unglücklich bin, meine Tochter ist eben gestorben, hier ist der Wittwer — das Kind ist am Leben.

Der junge Mann brach in Thränen aus: O Madam, sagte er Julien, wie glücklich haben Sie mich gesehen, nun ist alles vorbei. Keine Freude mehr auf Erden, kein süßer Genuß mittheilender Liebe, kein Trost mehr in Thränen, das Grab hat alles hingenommen — das Leben hat gar nichts mehr für mich! —

Als die Pflicht der Geduld und Resignation, unterbrach ihn der Geistliche. Beugen Sie sich, mein Sohn, mit Hingebung und ohne Murren unter der schweren Wolke, die über Sie hängt, hinter ihr dämmert die Ewigkeit. Was Ihnen das Grab entrissen, das ist ein Pfand was Ihnen die Ewigkeit aufbewahrt. Die Zinsen sind Ihre Thränen und Qualen hienieden.

Ach, sagte Julie zu mir, wie leid thut mir die lie-

benswürdige Frau, nie hab ich eine größere Eintracht, eine treuere Zärtlichkeit gesehen, als bei diesem Paare.

Und wenn Sie gesehn hätten, sagte der junge Mann, wie stolz und froh sie war, daß sie Mutter werden sollte, wie sie sich belebte, wenn sie von der Seligkeit sprach, die ihrer wartete, wie sie das Gefühl ihrer edelsten und süßesten Bestimmung auf die Mutterwürde übertrug. Ach! sie starb, so geliebt, so rein, so glücklich, in der Blüthe ihrer Jahre!

Wie manche, sagt' ich, mag ihren Tod beneiden. — Und wenn sie nun mit beflecktem Ruf, einsam und unbeweint gestorben wäre?

Ja wohl, sagte der Geistliche, so wie so manche stirbt, die von ihren edelsten Gaben Mißbrauch machte. Diese junge Verstorbene trat mit frischen Kräften eine mühsame Lebensbahn voll Muth und Zuversicht an. Ihre Naturgaben, ihre Annehmlichkeiten, ihre Geschicklichkeit, wußte sie alle auf das häusliche Leben wohlthätig anzuwenden, statt sie im Gewühl der Welt zu verschwenden, im eiteln Glanz der gesellschaftlichen Verbindungen. Sie machte ihren Mann glücklich, sie regierte ihr Hauswesen mit Treue und Sorgfalt. Da sie selbst der Kasse vorstand, und es mit ansah, wie das Geld so zu sagen tropfenweis hineingelangte, so dachte sie nicht daran, es in Putz und unnützen Kleinigkeiten in vollen Summen auszugeben, wie jetzt alle Frauen thun, die nimmer in Einnahme und Ausgabe das

Gleichgewicht halten. Dabei war sie sanft, heiter, fleißig, so daß ich sie ansah, wie einen Engel auf Erden.

Die himmlische Julie suchte die Unglücklichen zu erheitern. Sie versprach das Kind zu sehen und zu beschenken, sie ließ die Speisen auspacken, aber niemand rührte daran, die kleine Blonde ausgenommen, die ein Zuckerbrod in Wein tauchte, und Julien mit liebkosendem Blick ansah, indem sie es aß.

Wir fuhren fort. Im Wagen sagte Julie seufzend: Es ist wie ich sehe nicht immer genügend, daß man reich ist. Ich bin traurig geschieden von diesen guten Leuten, und vermogte nichts über ihren Schmerz mit all meinem Golde. Ich denke mir noch manches aus, und finde nichts für sie zum Trost, das in meiner Macht stünde.

Es würde Ihnen noch schwerer werden für andere zu wirken, sagte ich, wenn Sie unglücklich, verfolgt, verlassen wären, und allen Regungen Ihrer schönen Seele durch die Nothwendigkeit Einhalt thun müßten.

Ich dächte nicht, erwiederte sie. Wenn man auf eigenes Glück gezwungen ist, zu entsagen, und nicht der Resignation fähig ist die dazu gehört, so öffnet sich immer noch eine Quelle des Wirkens und der Genüsse für andere, deren Glück uns am Herzen liegt.

Wenn aber die Mittel fehlen? warf ich ein.

Desto besser, so zerstreut es das Gemüth außerordentlich, wenn man sie aufsucht und findet.

Ist denn aber das Finden möglich?

Gewiß, Liebe: es müßte das tiefste, gränzenloseste Elend seyn, welches uns die Mittel nimmt, auf das Schicksal eines geliebten Wesens wohlthätigen Einfluß zu haben, und in welcher Lage man auch seyn könne, so ist es einem liebevollen Geiste vergönnt, sie aufzufinden. Der ächten Kraft eines ernsten Willens wird selbst das Schicksal unterthan. Jedoch versteht sich, daß, wer für andere recht thätig wirken will, damit anfangen muß, sich selbst zu vergessen, und das wird ja dem Unglücklichen leichter, als dem vom Glücke Verwöhnten.

Da wäre ja, sagte ich, ein Standpunkt festgesetzt für dauernde Glückseligkeit: liebevolles Wirken aus innerer Kraft des Herzens, in stolzer Unabhängigkeit von äußern Schicksalen; dann nur kann man mit Ruhe auf die Zukunft hinsehen, und die Ahnung dessen fassen, was in ihr verborgen liegt.

Die Hoffnung mißt der Zukunft weite Räume,
Erwartung sieht entgegen allen Stunden,
Ach, kaum genossen sind sie schon verschwunden
Mit Lust und Weh, geflügelt, wie die Träume.

Das falsche Glück läßt keine Spur zurücke,
Wie Dunst verfliegt der leeren Welt Genuß,

Aus goldnen Schalen winkt der Ueberdruß,
Dem Ehrgeiz droht des finstern Neides Tücke.

Verlangst du süßes Gleichgewicht der Schmerzen,
Im Tode Trost, der Seele innern Frieden;
So sammle fleißig, weil du wallst hienieden,
In Trost und Liebe, Schätze deinem Herzen.

VII.

Die Kunstausstellung 1804.

(Aus einem Briefe an Dorothea.)

Kommen Sie so bald als möglich, den Salon zu sehen, sagte mir der gütige Denon, in aller Freude, die er selbst darüber empfand. Er ist, fuhr er fort, diesmal so reich als mannichfaltig, in den meisten Werken ist Studium, Fleiß und Treue sichtbar, und unsere Künstler sind beseelt vom Geiste des Heroischen und Romantischen.

Meine Erwartung war gespannt. Wer hat denn etwas gesendet? fragte ich: Regnault, David, Guerin, Gerard? Ich wüßte doch nicht, daß einer von diesen etwas vollendet hätte. David's Thermopylen sind noch nicht sichtbar, Guerin in Rom tränkt und heiligt sein Auge mit dem Glanze der Denkmale der Vorwelt. Gerard,

der vielversprechende, scheint auf seinen früherworbenen Lorbeern sich der Ruhe zu überlassen; und Regnault? . . .

Niemand von den allen hat etwas gesendet, und ohne diese Herren haben wir eine prächtige Ausstellung. Sie werden sehen....

Ich sah ihn endlich, den Salon, und mußte oft zurückkehren. Ich erwähne zuerst des gekrönten Werkes eines jungen Künstlers Gros, eins der besten historischen Nationalstücke, die Frankreich bis jetzt aufzuweisen hat. Gros, ein Zögling David's, war bisher nur als ein hoffnungsvoller Portraitmaler bekannt, dessen kräftiges, schönes Kolorit seine Werke auszeichnete.

Er wählte aus dem Leben Bonapartes diesen Gegenstand, den wohl jeder gebildete Kenner als für die Kunst verwerflich ansehen wird, und der es auch ist, da die Kunst durchaus nicht das Ekelhafte und Hülflose der Verwesung und Vergiftung des menschlichen Körpers zum Urbild nehmen, sondern sich des Schrecklichen nur zum Varianten der Schönheit bedienen, und es mit Würde darstellen soll. Gros hat das Ekelhafte seines Sujets in das grellste Licht gestellt, hat es aber auch durch einige schöne Intentionen und glückliche Gedanken wieder gerettet, wie Du am besten aus der Beschreibung sehen wirst.

Drei hohe Arkaden wölben sich über dem Schauplatz im Hospital zu Jaffa, wo das Pest-Elend neben der Pracht.

die niedergebeugte, verwesende Menschheit in der Nähe der Hoheit gestellt ist, wo Napoléon, der Held und Sieger als Mensch erscheint. Für Bonapartes Geschichte, für die Malerei, für den Denker, sagt Gros, wüßte er kein schöneres Süjet, als dies. Es ist natürlich, daß der Künstler von seinem Süjet so eingenommen seyn mußte, um es gut zu behandeln.

In goldgestickter Uniform, mit Tressenhut und rothem Federbusch, umgürtet mit einem purpurnen Kaschemirshawl, über welchem der glänzende und herrliche Gürtel mit goldner Chiffer NB befestigt ist; an seiner Hüfte Karl des Großen Schwerdt, mit Rubinen und Saphyren ausgeschmückt, steht Napoléon vor einem Kranken, dessen pestilenzialische Wunde er befühlt. Seine Haltung ist ruhig, freimüthig, fest. Desgenettes hinter ihm, sucht ihn zurückzuhalten, ein anderer erstaunt über seinen Muth, indeß der Kranke selbst, ihn mit Schmerz und Glauben ansehend, von seinen Qualen erzählt, und die Hand auf das Haupt legt. Auf des Kranken Schultern stützt sich ein andrer, mit einem Blick voll froher Zuversicht, in seinem Gesicht geht der Schmerz in süße Hoffnung über. Zu Bonapartes Füßen ein anderer Kranker, voll der rührendsten Zuversicht, der mit der Hand auf ihn zeigt, und seine Unglücksgefährten ansieht, als wollte er sagen: Alles Elend hat geendet, hier ist die Sonne der Erquickung. — Um diese Hauptgruppe her alles beschäftigt mit Linderung der Wunden, und Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel, und die mannichfaltigen Gruppen sind so sinnreich geordnet als lebendig dargestellt.

Auf

Auf dem ersten Plan, der in ein schauerliches Dunkel gehalten, und von Tod und Leiden ganz erfüllt ist, zeigt rechter Hand sich ein Chirurgus, sterbend über einem Toden. Ein Sterbender, lang ausgestreckt auf dem Gesichte in der Mitte des ersten Plans, versetzt durch die kunstreiche Anordnung der Perspective, den Zuschauer sogleich in den Mittelpunkt des Gemäldes, wo die Hauptgruppe befindlich ist. Neben diesem andere, die im Sterben, und mit den fürchterlichsten Schmerzen kämpfend, keiner Hoffnung mehr fähig sind, und nicht einmal zu dem Retter hinschauen. Besonders schrecklich ist der Anblick eines dieser Unglücklichen, der, sein Haupt verhüllend, in einem Blick des entflammten Auges die dumpfeste, tiefste Verzweiflung ausspricht. Für alle diese Leidenden kommen die Erfrischungen vergebens, welche Neger und Muselmänner in vollen Körben geordnet herbeitragen, und an die Kranken vertheilen, die mit unermeßlicher Sehnsucht die matten Hände flehend darnach ausstrecken. Hier, wo die Krankheit noch nicht ihre ganze Macht hat fühlen lassen, erwachen Hoffnung und Lebenskraft von neuem, und äußern sich in den mannichfaltigen Bewegungen der Leidenden. An einem Pfeiler sich haltend, sucht ein Blinder hervorzubringen, der Bonapartes Stimme gehört und erkannt; und die Hoffnung mit den Händen ergreifen will, nun an der Rettung nicht mehr zweifelnd. Auf dem Plan der Hauptgruppe zeigt sich ein Kranker, der von einem Muselmann aufrecht gehalten, und von einem andern verbunden wird. Indeß seine Wunde gepflegt wird, schaut der Kranke nach dem Helden hin, als wollte er mit diesem Anblick seine Schmer-

zen besiegen. Paul Veronese hat nichts Farbenreicheres ersonnen, als das Kostüm des alten Arztes, der mit dem Verband beschäftigt ist. Sein Gesicht ist nur zu häßlich. Ueber den dunkelblauen Stirnbund wölbt sich ein gelber Shawl, mit Purpur und Weiß gestickt, und in reichen Falten herunterhängend. Purpurne Aermel mit weißem Stoff aufgeschlagen, sehen unter dem grünen Kaftan hervor; an der Hüfte hängt an goldener Kette die kostbare Tasche von Purpur mit Gold, in welcher der Muselmann seinen Taback und dergl. aufzubewahren pflegt. Auf diese Weise ist die Fülle der Orientalischen Pracht und die Würde der militärischen, neben Blöße, Elend und Verwesung gestellt, und wenn die Nacktheit und Armuth der Kranken die Hülflosigkeit der leidenden Menschheit in ihrer schrecklichsten Gestalt zeigt, so wird der Blick von den Umgebungen wiederum erquickt. Diese hohen ausgezackten Mauern, die das Gebäude umgeben; die zierlichen bunten Arabesken an den Wänden; der Säulengang, durch dessen Oeffnungen man einige Bastionen, das Meer und Schiffe erblickt; die Ringmauer des Gebäudes, über welche die Stadt und ein hoher Thurm hervorschaut, und hinter der grüne Bäume in voller Pracht dem mit Dünsten beladenen Himmel Trotz bieten; dann im fernsten Hintergrunde das geschäftige Leben der Französischen Krieger, deren Gruppen vermischt sind mit denen der Neger, Muselmänner und Kameele, zerstreuen den Blick von den Gegenständen des Leidens, und führen ihn zuletzt wieder zurück auf den hellsten Punkt im Gemälde: Napoléon.

Die Schatten in diesem Gemälde sind transparent und kräftig, das Kolorit ganz vortrefflich, und die Nacktheiten sehr keusch behandelt. Wem es bei allen diesen Vorzügen noch gelüsten sollte, es als einen Fehler anzusehen, daß viele der kranken Gestalten sich einander ähnlich sind, dem steht es frei; ich für meinen Theil habe in dieser Aehnlichkeit nur die Spuren einer gleichmäßigen Quaal gefunden, welche auf alle Gesichter gleichzerstörend wirkt, und sie einander ähnlich macht. Diesem Gemälde gegenüber fand ich die Schlacht von Quiberon von Hennequin.

Im dritten Jahre der Republik warf ein Englisches Geschwader eine Armee an die Küste von Quiberon. Diese Armee bestand aus zehntausend Emigranten, ehemaligen Offizieren in königlichen Diensten. Kein Engländer mochte von den Schiffen steigen. Die Emigranten, vereinigt mit einem Korps Truppen von der Vendée, bemächtigten sich der Festungen, und es gelang ihnen das Fort Penthievre einzunehmen. Hoche hielt es für gefährlich, ihnen Zeit zu lassen, sich dort zu befestigen, er zog gegen sie an der Spitze der Republikaner. Fürchterlich schwarz und stürmisch war die Nacht vor dem Gefechte, und am Morgen darauf war kein Strahl von Licht sichtbar. Nur Wolken, Regen, Stürme. Heftig schlug das Meer gegen die Küste; Felsen und Steinklüfte warfen einander die Regenströme, wie Kaskaden zu. Das steinigte Ufer, wüst und unfruchtbar nahm die Trümmer und Leichname auf, die der Ozean ihm zuwarf Die Schlacht war gräßlich, Hoche blieb Sieger. Der Rest der Ueberwundenen

flüchtete zu den Schiffen, welche sie an die Küste gelandet hatten, und nun nicht mehr aufnehmen wollten. Statt der Rettung fanden sie dort den Tod. Die Engländer stießen sie zurück und ließen auf sie feuern; diese beklagenswerthen Opfer einer unerhörten Treulosigkeit blieben zurück, ein Raub der Wellen, verwundet, sterbend, hülflos, und wer noch Leben hatte, der Wuth der republikanischen Armee ausgesetzt, gegen welche sie hartnäckig gefochten hatten.

Der erste Eindruck des Gemäldes ist nicht vortheilhaft, da die Menge, das Chaos der Gruppen, der finstere Himmel dem Auge nicht gleich einen Ruhepunkt darbieten. Je länger man es aber anschaut, je mehr sieht man, wie es ein gedachtes und tiefgefühltes Ganze ist, so, wie ein Maler mit poetischem Sinn es bilden mußte.

Man sieht im Gemälde die Verwirrung der royalistischen Armee, die zerstreut, verwundet, rettungslos keine Zuflucht mehr sieht und keine Hoffnung mehr faßt. Vom Vaterlande verworfen, von falschen Bundesgenossen verstoßen, vergießen diese Unglücklichen ihr Blut auf dem heimathlichen Boden, und wer der Schlacht auch entronnen, ist dennoch dem Tode nicht entgangen. Vorn auf dem ersten Plan ist eine herrliche Gruppe. Den letzten Seufzer ausathmend liegt ein Emigrant, an dessen Seite die sterbende Gattin, nach der andern Seite des Gemäldes zugewendet, mit dem Arm ihren erblassenden Sohn umschließt, dessen schönes Haupt sich so matt und leidend, und doch so

innig an diesen Arm schmiegt, daß man weinen möchte. Ein Verwundeter, beugt sich traurig über die Frau. Neben dieser Gruppe knieet ein junges Weib — ich denke sie mir als die Geliebte des sterbenden Jünglings — Ihre Hände, die sich falten wollten, sincken muthlos in ihren Schoos. Ihr Haar fällt in Unordnung auf ihre Schulter. Das Haupt ist erhoben, die verweinten Augen haben keine Thränen mehr; sie ringt nach einem Seufzer, ihr ganzes Wesen ist hingenommen und überwältigt vom tiefsten Leid, keine Kraft mehr, die nicht dem Schmerz angehörte. Um diese Gruppe her ist alles in Verwirrung und Muthlosigkeit, auf den Gesichtern ist ein Schmerz, ein Entsetzen sichtbar, das schon zur dumpfen Erstarrung übergeht. Ein Kopf von großer Schönheit ist der eines Alten, welcher vor dem Schmerz erstaunt, der ihn ergreifen will, und Kräfte sucht dagegen zu kämpfen. Ein Verwundeter legt klagend die Hand auf sein Herz, doch scheint ihm die Verrätherei, deren Opfer er ist, mehr weh zu thun, als die Wunde. Der Sieger zu Pferde nebst einigen Offizieren schaut unwillig und bekümmert nach den Englischen Schiffen hin, die im Hintergrunde auf die Emigranten feuern, und deren Matrosen die Leichname in das Meer werfen. In den Wellen kämpfen viele mit dem Tode; ein Hund ist eifrig bemüht, seinen Herrn am Kleide an das Land zu ziehen, neben dieser Gruppe ein Skelett, welches den Eindruck des Ganzen stört. Am Ufer steht ein junger Emigrant, in rother Uniform mit grünem Mantel schlank und schön. Er streckt voll Entsetzen die Arme aus, und scheint sich von der Aussicht in sein Schicksal muthlos wegzuwen-

den. Einige gefangene Matrosen, die von den Englischen Schiffen entwischt sind, küssen voll Inbrunst den vaterländischen Boden. Der Rauch des Geschützes überzieht den Himmel; wo das Licht herkömmt, weiß man nicht, es ist als würde das Ganze von Schrecken und Tod allein beleuchtet.

Noch sind hier viele historische Stücke, welche ihr Daseyn den Thaten des Kaisers, und der Dankbarkeit der Städte verdanken. Hierzu gehören zwei, deren eines das gerettete Lyon, das andere Bonapartes Einzug in Lyon darstellt, beide nicht ohne poetischen Werth, jedoch weniger glücklich in der Ausführung. Die Scene von Eginhart und Emma, aus Karl des Großen Geschichte, ist gleichfalls von zwei Künstlern, von beiden mit Gefühl behandelt und dargestellt. Von mythologischen Gemälden habe ich keins gefunden, das mich angezogen hätte, und einige religiöse Stücke bewiesen mir, daß es den Künstlern jetziger Zeit schwer werden möchte, sich fromm und liebend mit solchen Gegenständen zu beschäftigen.

Von Monsiau der Tod Raphaels. Der erblaßte Raphael auf einem Paradebette, umgeben von seinen Lieblingen und Schülern. Schon der Gedanke dieses Bildes ist rührend, und einer gefühlvollen und tiefen Behandlung werth. Monsiau ist weit unter seinem Sujet geblieben. Es fehlt seinem Gemälde Kraft, Feierlichkeit, Hoheit und Würde. Ich erwähne desselben blos in Rücksicht des Gegenstandes, der so reich, so tief ist, und aus

kräftiger Fülle der Gedanken und der Empfindung dargestellt werden sollte. Es muß eine dem göttlichen Raphael verwandte Seele seyn, die solch einen Gegenstand recht innig fassen und rein und würdig aussprechen wollte.

Du erinnerst Dich, Dorothea, der Valentine von Mailand, von Richard, dem Künstler, dessen Magie uns so wunderbar versetzt in die alte Zeit der Liebe und Wehmuth. Von ihm besitzen wir dies Jahr ein Seitenstück zur Valentine. Ein junger Ritter in stählerner Rüstung, sein dunkelblaues Oberkleid mit goldnen Lilien übersäet, das Haupt entblößt, im Profil sichtbar auf dem ersten Plan, das Tageslicht ist hinter ihm, welches anmuthig auf den Kontouren seiner schlanken schönen Gestalt sich spiegelt. Er stützt sich gebeugt auf ein Knie, die linke Hand ruht auf dem reichen Schilde, die rechte hält das zierliche Schwerd, mit dessen Spitze er auf das Estrich schreibt:

Du traute Agnes, ferne von mir
Wirst länger bleiben im Herzen mein
Als Albion in unserm Frankreich mag seyn! *)

Es ist Karl der Siebente, im Begriff gegen die Engländer zu ziehen, in Agnes Zimmer. Die Bekleidung der

*) Gente Agnès qui de tant loin m'evance
Tant en mon coeur demoureras
Plus que l'Anglois en nostre France.

Wände ist Purpur, gestickt mit goldnen Lilien. Die hohen Wölbungen sind dunkelbraun. Zwei helle Fenster mit blau und gelber Scheibenumfassung. Die Aussicht im frischesten Tageslicht auf ferne Gebirge, ein ganzer Zauber von Luft und Dunst. Auf einer Fensterstufe steht eine Vase von Alabaster. Im Zimmer ein Notengestell, auf welchem Musik, eine Laute, ein helles Purpurtuch mit Goldfrangen, darauf ein Rocken, umwunden mit Himmelblau. Das Estrich isabellfarb mit Roth ausgelegt, auf dem Boden ein Knaul mit Flachs, ein andrer mit himmelblauer Seide. Das Ganze eine reiche Magie von Farbe, Licht und Lieblichkeit, in der bewunderungswürdigsten Harmonie.

Von demselben Künstler ein anderes größeres Stück: Auf dem Schloße zu Chambord Franz der Erste mit der schönen Königin von Navarra. Ein hohes Zimmer, reich und geschmackvoll verziert. Am Fenster ein faltiger grüner Vorhang. Auf einem Armstuhl ausgestreckt Franz der Erste, recht behaglich und schalkhaft lächelnd, ein Gesicht voll Geist und Feuer, recht, wie man sich ihn vorstellen kann, den liebenswürdigen und großen Mann. — Er hat eben eine Schalkheit ausgeübt, auf einer Fensterscheibe steht der Vers, den er mit seinem Demant gegraben:

Wohl wanken alle Frauen
Ein Thor mag ihnen trauen. *)

*) Toute femme varie
Bien fol qui s'y fie.

Die Königin von Navarra sich zu ihm wendend, die Hand auf seine Schulter legend, ihm lächelnd mit dem Finger drohend, mit dem sie auf den Vers zeigt. Sie ist im Geschmack der Bilder des Leonardo da Vinci gekleidet, in purpurnen Sammt, mit goldnem Geschmeide. Das Licht fällt sehr angenehm auf Franz des Ersten grünsammetne Schuhe, und die goldenen Halsketten, die auf seinem weißatlaßnen Brustlatz schimmern. Das Ganze ist froh, bunt und anmuthig.

Von demselben Künstler: Vert vert. Eine Scene aus dem bekannten Gedicht von Gresset. Der hohe Klostersaal, lang und schmal, mit drei Fenstern, mit seinem nüchternen Lichte, seiner züchtigen Stille. Alle Augenblicke denkt man, die braune Thür werde knarren. Man möchte wissen, was im Schranke dort seyn mag. Eine alte Nonne sitzt neben dem Papagenenstock des schönen Vert vert, den eine schlanke junge Nonne auf der Hand trägt. Das Thier mit seinem smaragdnen Gefieder, ein recht charakteristischer Papagey, es ist, als müßte er zu schwatzen anfangen. Bewunderungswürdig ist der Schatten, den die Figuren auf den Fußboden werfen, das Licht, das von den Scheiben auf die Fensterbreter fällt, so wie überhaupt das Ganze, dessen Ausführung nicht sorgfältiger seyn kann. Mit der reinen genauen Ausführung der Niederländer vereinigen die Werke dieses Künstlers die Anmuth und seelenvolle Süßigkeit der Italiänischen Schule. Sie bilden ein harmonisches Ganze, in welchem nichts, was gesucht ist, oder nach Kleinlichkeit schmeckte. Kein Nebenumstand, des-

sen voller Behandlung der Hauptgegenstand aufgeopfert wäre. Diese Art der Malerei ist dem menschlichen Leben am nächsten, heiter und gefällig, zum Herzen sprechend. Etwas Mittelmäßiges darin, würde unerträglich seyn.

Von der Elevin David's: Madame Mongès: Alexander, im Zelte der erblichenen Gattin des Darius. Die Todte, mit einem schönen frischen Blumenkranz auf dem Bette, den Busen entblößt. Auf einem Sessel die trostlose Mutter von der jüngern Tochter umschlungen. Dies junge Mädchen ist recht glücklich und mädchenhaft gedacht und ausgeführt. Auch der Kopf der Mutter ist schön, und es ist ein poetischer Gedanke, daß das Kind der Todten, sizzend auf der Estrade des Bettes, spielend sein Diadem abreißt. Alexander tritt in das Zimmer, steif und hölzern mit aufgehobnem Arm, vor ihm stehen Stühle, die ihm hinderlich scheinen. Die Farbe ist Gyps, die Dekorationen des Zimmers zu modern und parisisch.

Von der Demoiselle Lorimier, eine junge Mutter, die ihr Kind einer Ziege zum Säugen gegeben hat, und es wehmüthig lächelnd anschaut. Die Komposition des Hintergrundes, ein Schloß und ländliche Gegend ist anmuthig, das Ganze ist nicht übel, doch ist die Farbe schlecht.

Von Robert Lefebvre vortrefliche Bildnisse, treu und wahr, lebendig ohne alle Manier aus der Natur gegriffen. Die zwei besten dieser Portraite sind das des Kupferstechers Desnoyers, und des Malers Karl Vernet.

Von Hue einige Seestücke, die nicht ohne Verdienst sind.

Von Bacler d'Albe die Schlacht von Arcole. Ein kühnes und fleißig gearbeitetes Gemälde. Augenzeugen versicherten mich, daß die Brücke von Schiffen auf dem zweiten Plan, das Gewässer und die Gebirge und Waldung, so wie die Stellung der Armee auf dem zweiten und dritten Plan mit großer Wahrheit dargestellt wären.

Von Cassas Zeichnungen in Wasserfarbe, Gegenden von Konstantinopel, Aussichten vom Serail, von mehreren Theilen der Stadt. Mir wurde von Reisenden versichert, daß diese so sauber ausgeführten Zeichnungen zugleich das Verdienst der Treue und der Richtigkeit der Perspektive hätten.

Von Dunoui die Aussicht von St. Cloud, von einer der Höhen des Parks. Man erblickt die tausendjährigen Wipfel der Waldung im Thal. In der Ferne das Schloß, die Brücke von Sevres, und die Seine, wie sie sich durch die Gegend schlängelt, die Gebirge umher, die sich am Horizont verlieren. Diese Landschaft ist sowohl wegen ihrer angenehmen und fleißigen Ausführung, als wegen der Wahl des Augenpunktes und der Treue der Darstellung zu loben.

Von Vandael dem berühmten Blumenmaler, ein Frucht- und Blumenstück, in Oel. Elegante Komposition, in den Blumen Frischheit und Zartheit, und die Früchte

wie weich, wie saftig und schimmernd! Ich habe weder von ältern noch neuern Malern etwas Vollendeteres gesehen.

Von Redouté sechs Blumenstücke, bestimmt für das botanische Kabinet der Kaiserin. Die Kunst hat in diesen Blumen ihre höchste Stufe erreicht; sie ist wiederum zur Natur geworden. In Aquarell, auf weißem Grunde weiße Blumen, auf dem ersten und dritten Plan! Das Licht ist mit solcher Kunst gespart und gehalten, daß diese Blumen blendend weiß und transparent erscheinen, ohne daß eine weiße Tinte dazu angewandt wäre. Der Kontour ist so weich, so unbemerkbar angedeutet, und doch so ganz Kontour. Die grünen Blätter frisch und kräftig, wie vom Sonnenstrahl durchdrungen, man sieht den Saft in ihren zarten Adern beben. Die reiche Unordnung der zierlichen Blätter in der Nelken glühenden Busen, die sanfte Wölbung des Kelches der schönfarbigen Tulpe, die stolzen Sterne der Margueriten, der kühne Purpur der Lilien, die kalten festen Kelche der Tuberosen, des duftenden Flieders freundliche Gruppen, die Frühlingsathmenden Aurikeln, mit dem Schmetterlingsstaub auf ihren Blättern, der feuchte Schimmer der jungfräulichen Hyacinthe, der zarten Rosen transparenter Glanz und lüsterne Frischheit, in den leisen Adern ihrer Blätter der schimmernde Saft, alles trägt seinen eigenthümlichen Charakter, es ist die treueste Wahrheit, die der Naturforscher fordern kann, mit der lieblichsten Anmuth gepaart. Auch sind diese Blumen so harmonisch und sinnreich gruppirt, die Farben sind in einer Frischheit, einer

Pracht, einem Licht- und Schattenspiel, einer anmuthigen Mischung, die es mir begreiflich gemacht hat, wie ein Blumenmaler Dichter seyn kann.

Von Barraband Vögel zu Levaillant's großem Werke. Dieser Künstler ist in seinem Fache so weit, als Redouté in dem der Blumen. Er kann schwerlich erreicht, auf keine Weise übertroffen werden. Auf weißem Velin in Gouache und Lebensgröße die seltenen Vögel in aller Pracht ihres farbenreichen Glanzes. Viele haben diamant- und metallartiges Farbenspiel, keiner, dessen ganze Eigenthümlichkeit der Maler nicht erreicht hätte. Und die Federn! man möchte sie mit der Nadel aufheben. Dazu die freie natürliche Stellung, die Ründung der Körper, die sorgfältige Ausführung auch der kleinsten Nebenumstände. Es ist ein Wunder von Talent und Fleiß!

Unter den Miniaturgemälden eine liebliche Erfindung von Laurent. In einem Kristallkelch, dessen Fuß mit Rosen, Weinlaub und Myrthen zierlich umwunden, den schlafenden Amor.

Ein Rahm mit Kameen von Parent ist wegen der saubern und anmuthigen Behandlung der Manier sehr zu loben.

Von Madame Kugler ein Rahm mit saubern Bildnissen in Petitot's Manier.

Von Augustin sehr vollendete und lebendige Mi-

niaturgemälde, unter denen das Bildniß des Bildhauer's Chaudet vorzüglich wohl gerathen.

Im Apollo-Saale drei Landschaften, die mich, so oft ich die Kunstwerke besuche, wieder zu sich rufen. Der Künstler ist Schönberger aus Wien.

Die Landschaft bei Bajä unweit Neapel. — Ueber dem Strom die aufgehende Sonne in aller Pracht am Horizont, in der Mitte des Gemäldes. Am Ufer eine Ruine, durch deren Pfeiler das Morgenlicht ganz herrlich fällt. Auf dem zweiten Plan einer stolzen Burg bemooste Ruinen, beglüht vom Morgenstrahl. Eine Brücke, Hirten und Heerden, Gebüsch und Wiesen, die duftigste Waldgegend, der Himmel eine wahre Pracht. Die grüne Erde, wie kräftig, wie frisch und heiter! Das heiß ich den Morgen empfinden!

Der Rheinfall bei Schafhausen. Mit grosser Treue und Fleiß ausgeführt. Die Gebirge im feuchten Nebel des Gewässers, dessen Schnee ähnlicher Schaum Kühlung sprüht; der Wiesengrund, das dunkelhelle Becken sind einladend.

Die Kaskatellen von Tivoli. Einsame Gegend im Mondlicht. — Nicht der seelige Glanz der Schwärmerei glücklicher Liebe. Wehmuth, Einsamkeit, heiliger Schauer athmen in den zitternden Lichtern auf den Gewässern. In der Ferne auf hohen Felsen eine Burg,

die das Licht in mattem Glanze zurückwirft. Die Gebirge, wie geheimnißvoll dämmernd in fernster Ferne, die Magie des Scheines, wie schön!

Von Bildhauerwerken, Baumodellen u. dgl. weniges, das mich angezogen hätte.

Unter den Kupferstichen die Madonna Giardiniera, von Audouin dem Herrn Denon zugeeignet, und vortrefliche Intention und kunstreiche Ausführung darin, wenn gleich das Original noch nicht darin zu finden ist.

Ossian nach Gerard. Das Original ist eins der frühern Produkte dieses Künstlers, und es liegt in ihm eine Ahnung seiner künftigen Vortreflichkeit. Von den Geistern der Helden und Geliebten umschwebt, spielt der Barde die Harfe am Quell, in der Wildniß, von Felsen umgeben. Er allein ist zurückgeblieben von allem, was sein Herz liebte, was seinen Geist zu Gesängen entflammte. In wilden süßen Tönen ruft er die Vergangenheit zurück. — Hinter den Felsen geht durch zerrissene Wolken, bleich und mild der Mond hervor; Fingals idealisch schöne Jünglingsgestalt ruht in Wolken auf den Ruinen, von Geistern umschwebt. Die reine Stirn ist leicht gestützt auf die Hand. Aetherisch umgiebt ihn ein blaues Gewand mit goldnem Saum, ein Stern schwebt über seinem Haupte. Süße jungfräuliche Gestalten schweben herbei, die Harfe schlagend. Zu Ossians Füßen sprudelt der Quell, auf des-

sen Wellen sich das Mondlicht bricht. Dies Gemälde ist in die Formen antiker Schönheit gegossen, und athmet alle die Wehmuth und die heiligen Schauer des romantischen Zeitalters.

VIII.

Klagen der Maria Stuart um ihren Gemahl Franz.

(Aus dem Alt-Französischen.)

I.

In sanftem Trauerklang
Mit schmerzensvollen Tönen
Aus bangem Herzensdrang
Laß ich mein Lied ertönen,
In heißen Seufzern fliehn
Die schönsten Jahre hin.

2.

2.

Wohl nie gab's solch ein Leid,
Solch' Unglück sonder Maaßen,
So herbe Traurigkeit,
Als ich empfand, verlassen,
Seit sich in Gruft und Sarg
Mein Herz und Auge barg.

3.

In süßer Frühlingszeit
In frischer Jugendblüthe
Trag ich die Traurigkeit
Nun lastend im Gemüthe
Und nichts mag mich erfreun
Als Sehnsucht, Kummer, Pein.

4.

Was sonst wohl hold mir war
Ist nun ein hartes Wehe,
Den Tag, so hell und klar
Ich schwarz und dunkel sehe,
Und was auch wonniglich,
Ich wünsch es nicht für mich.

5.

Ich mag in Aug und Herz
Ein treues Bildniß tragen,
Das spricht von meinem Schmerz,
Auch muß mein Antlitz klagen,
Statt Rosen blühn darauf
Nun blaue Veilchen auf.

6.

Wohl nirgend steh ich still
Die stets der Kummer scheuchet,
Ich sey auch, wo ich will,
Mein Herz ihm nicht entweichet,
Mir schafft die Einsamkeit
Allein noch Lust und Leid.

7.

Auf grüner Flur, im Hayn
Auf blumigem Gefilde,
Beim rothen Morgenschein,
Beim Abendglanze milde
Fühl ich, daß er mir fehlt,
Den sich mein Herz erwählt.

8.

Im Himmel blau und klar
Muß mir sein Auge stralen,
Es will in Wolken gar
Sich hold sein Antlitz malen,
Schau ich die Fluth hinab,
So dünkt es mir ein Grab.

9.

Laß ich von seltner Ruh
Den Kummer mir entführen,
So flüstert er mir zu,
Ich fühle sein Berühren,
Stets muß er um mich seyn,
In Ruhe, wie in Pein.

10.

So ende denn Gesang,
Verstummet bittre Klagen,
Und laßt den Wiederklang
Von ächter Liebe sagen
Die um der Trennung Wehn
Wohl nimmer mag vergehn.

* * *

Complainte
de
La Reyne d'Escosse.

I.

En mon triste et doux chant
D'un ton fort lamentable
Je jette un oeil tranchant
De perte incomparable
Et en soupirs cuisans
Passent mes meilleurs ans.

2.

Fut il un tel malheur
De dure destinée
Ny si triste douleur
De Dame fortunée
Qui mon coeur et mon oeil
Vois en bierre et cercueil.

3.

Qui en mon doux printems
En fleur de ma jeuneſſe
Toutes les peines ſens
D'une extrême triſteſſe
Et en rien n'ai plaisir
Q'uen regret et desir.

4.

Ce qui m'étoit plaiſant
Ores m'eſt peine dure
Le jour le plus luiſant
M'eſt nuit noire et obſcure
Et rien n'eſt si exquis
Qui de moi ſoit requis.

5.

J'ai au coeur et à l'oeil
Un portrait et image
Qui figure mon dueil
Et mon pasle viſage
Des violettes teint
Qui eſt l'amoureux teint.

6.

Pour mon mal étranger
Je ne m'arreſte en place
Mais j'en ai beau changer,
Si ma douleur j'efface
Car mon pis et mon mieux
Sont les plus deſerts lieux.

7.

Si en quelque ſéjour
Soit en Bois ou en Prée
Soit par l'aube du jour
Ou ſoit pour la vesprée
Sans ceſſe mon coeur ſent
Le regret d'un abſent.

8.

Si par fois en ces lieux
Viens à dreſſer ma veuë
Le doux trait de ſes yeux
Le vois en une nuë
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

9.

Si je ſuis en repos
Sommeillant ſur ma couche
L'oy qu'il me tient propos
Je le ſens qu'il me touche
En labeur, en recoy
Touſiours est près de moy.

10.

Mets chanson icy fin
Ci ſi triſte complainte
Dont ſera le refrain
Amour vraye et non feinte
Pour la ſeparation
N'aura diminution.

Dies ist das Klagelied der Königin, so wie ich es im Brantome gefunden. Ich rufe gern die Erinnerung der Maria Stuart zurück, die jedem gefühlvollen Herzen theuer ist, und der Schillers herrliches Trauerspiel einen neuen Reiz für uns verliehen hat.

Brantome, sagt uns, „daß Maria Stuart in ihrem funfzehnten Jahr hervorgieng in Schönheit und Pracht, wie ein Licht, das am hellen Tag erscheint und die Sonne verdunkelt. Sie war nicht minder vortrefflich an Geistesgaben, und wußte so vollkommen Latein, daß sie in ihrem vierzehnten Jahre, im Angesicht des Königs Heinrich, und der Königin, vor dem ganzen Hofe, in einem Saal des Louvre, eine Lateinische Rede hielt, behauptend und streitend, gegen die allgemeine Meinung, daß es den Frauen wohlstehe, gelehrt und in den schönen Künsten geübt zu seyn. Stellt euch vor, welche seltne und wunderbare Sache, diese gelehrte und schöne Königin so in Latein reden zu hören, welches sie vortrefflich verstand und sprach, denn ich war dabei, und sie war begierig von *Antoine Fouchin* de *Channy* in Vermandois, eine Französische Rhetorik zu hören, die wir noch haben, und sie wurde noch beredsamer als sie gewesen, und im Französischen sowohl bewandert, als wäre sie hier geboren worden. Auch war es schön sie reden zu sehen, mit wem es auch war, Hohe und Niedere, und so lange sie in Frankreich blieb, behielt sie täglich zwei Stunden für sich zum Studieren und Lesen, so daß es keine menschliche Kunst gab, über die sie nicht zu sprechen gewußt. Vor allem liebte sie die Poesie, und war

den Herrn von Ronsard, von Belley und von Maison Fleur, sehr gewogen, die für sie gar herrliche Elegien und andere Gedichte gemacht, die ich selbst oft von ihr in Frankreich und Schottland lesen sehen, mit Thränen in Augen, und Seufzer im Herzen.

„Sie war selbst Dichterinn und machte Verse, von denen ich mehrere gesehen, die schön sind, und die keinesweges denen gleichen, von welchen man sagt, sie hätte sie dem Grafen Bothwell gemacht; und welche so grob und ungehobelt sind, daß es unmöglich ist, daß selbige von ihr herkommen. Hr. v. Ronsard war darinn wohl meiner Meinung; auch geschah es eines Tages, daß wir sie lasen und darüber sprachen, und sie gieng in ihr Kabinet, und machte geschwind welche, die ganz anders klangen, und die sie uns nachher vorlas, so wie sie oft that. Eben so schrieb sie auch sehr gut in Prosa, vorzüglich Briefe, die ich gesehen, und die sehr hoch und beredtsam sind. So oft sie mit andern Gespräch führte, gebrauchte sie gar süße niedliche und anmuthige Redensarten, voller Majestät, und doch mit züchtiger und kluger Bescheidenheit vermischt, und vor allem voller Huld. So wie sie auch ihre eigne Sprache, die an sich hart, bäurisch, barbarisch und übelklingend ist, so angenehm zu machen wußte, und so schön modelte, daß dieselbe wohl und lieblich klang.

„Sehet welche Kraft eine solche Schönheit und Lieblichkeit hatte, die eine grobe Barbarei zur sanften Sitte umschuf, und zum anmuthigen Weltton; und niemand darf

sich darüber verwundern, daß sie als Wilde gekleidet, (wie ich sie gesehen) und in der barbarischen Tracht der Wilden in ihrem Lande, in sterblichem Körper und grobem Gewande, wie eine wahre Göttinn erschien. Wenn sie denn in solcher Tracht, so herrlich erschien, wie mußte sie denn seyn, im schönen und reichen Schmucke, in Französischer oder Spanischer Tracht, oder mit der Italiänischen Haube? Oder in ihren weißen Trauerkleidern, in denen sie köstlich aussah, denn ihr weißes Antlitz stritt mit ihrem weißen Schleier um den Sieg, und die Kunst des weißen Schleiers wurde zu Schanden, vom Schnee ihres Antlitzes verdunkelt.

„Auf diese Weise erschien die Fürstin schön in jedweder Kleidung, und sie hatte noch eine Vollkommenheit, durch welche sie die Männer mehr entzündete, denn sie hatte eine wundersüße und gute Stimme, und sang vortrefflich zu ihrer Laute, die sie kräftig schlug mit der weißen Hand, und den Rosenfingern, die denen der Aurora in nichts nachstanden. Was kann ich noch von ihrer Schönheit sagen, es sey denn daß man von ihr sagte, daß Schottlands Sonne ihr gar ungleich wäre, denn es giebt Tage, wo diese Sonne nur fünf Stunden lang leuchtet, sie aber leuchtete immer fort. Ach Schottland, Schottland! Wie mögen jetzt deine Tage noch dunkler und deine Nächte länger seyn, seit du die Fürstin verloren, die dein Licht war; aber du warst undankbar, und hast nicht Treue und Pflicht gehalten.

„Wie sie denn in Frankreich so gefiel, gieng sie ein Bündniß mit dem König Heinrich ein, und wurde mit dem

Dauphin, seinem geliebten Sohn versprochen, der sie überaus liebte. So wurde denn die Hochzeit mit hoher Feierlichkeit in Notre = Dame begangen, und im Pallast von Paris, wo man diese Königin, wie eine Himmelsgöttin erscheinen sah, es sey des Morgens, in voller Majestät zur Kirche gehend, oder nach der Tafel beim Tanz, oder am Abend, mit züchtigen Schritten, zu Hymens Tempel, um ihm Opfer und Gelübd zu bringen. So daß ein allgemein Gerücht verbreitet wurde, daß der Fürst tausendmal glücklich sey, der eine solche Schönheit heimführte; und daß, wenn gleich das Königreich Schottland einigen Werth habe, die Königin doch tausendmal mehr gälte, denn wenn sie auch weder Szepter noch Krone hatte, würde schon ihre göttliche Schönheit ein Königreich werth seyn.

„So sprach jederman von ihr, und sie lebte mit dem König, ihrem Gemahl, in großer Liebe und freundlicher Eintracht, denn nach Heinrichs Tode wurde sie Königin von Frankreich und Schottland, und wäre zeitlebens glücklich gewesen, wenn der König Franz ihr Gemahl, ihr nicht durch den Tod entrissen worden, so daß sie im schönsten April ihrer Jahre Wittwe wurde, und ihre Liebe nicht länger genossen als vier kurze Jahre.

„Solches Klagelied, wie ich hier abgeschrieben, zeugt von ihrem Herzeleide, und wahr ist es, daß sich ein solches Leid noch deutlicher in ihrer Blässe aussprach, denn seit sie Wittwe war, hab ich sie nie wieder mit rothen Wangen gesehen, weder in Frankreich noch in Schottland, wo sie

zu ihrem großen Leide hin mußte, achtzehn Monat nach dem Tode ihres Gemahls. Ach! sie hatte hiezu weder Lust noch Willen; ich habe oft gehört, wie sie diese Reise mehr als den Tod scheute, und hundertmal wünschte, in Frankreich eine bloße Wittwe zu seyn, zufrieden mit ihrem Witthum Touraine und Poitou, als dort in ihrem wilden Lande zu regieren. Aber ihrer Herrn Onkel einige und nicht alle, drangen deshalb sehr in sie, welches sie nachher sehr bereuten.

„Eines, worüber kein Zweifel ist; wäre der König Karl, ihr Schwager, bei ihrer Abreise nicht sogar jung gewesen, so hätte er sie nimmer fortgehen lassen, und sie zum Gemahl genommen, denn ich habe ihn so verliebt in sie gesehn, daß er niemals ihr Bild ansah, ohne darüber in Entzücken zu gerathen, so daß er die Augen davon nicht wegwenden konnte, und oft sagte, dies sey die schönste Fürstin, die jemals geboren worden, und sein Bruder der König sey allzuglücklich eine solche Schönheit heimgeführt zu haben, und sollte im Grabe sich nicht um seinen Tod kränken, da er diese göttliche Fürstin in seinen Armen gehabt, deren Besitz mehr als seine Krone werth sey.

„Die Reise der Königin wurde zum Frühjahr festgesetzt, sie aber schob es von Monat zu Monat auf, so daß sie erst im August abreiste; auch ist nicht zu vergessen, daß diese Frühlingszeit so spät, so kalt und betrübt war, daß im Monat April noch nicht daran zu denken war, daß sie sich mit ihrem schönen grünen Kleide, noch mit ihren Blumen

schmücken würde; so daß die Höflinge davon ein Omen nahmen, und sagten, daß die Frühlingszeit ihre liebliche und milde Luft, mit kalten und trüben Nordwinden vertauscht habe, und sich mit ihrem glänzenden Farbenschmucke nicht bekleiden wollen, weil sie um den Abschied der Königin wegen traure, die ihr allein den Glanz verliehen. Hierauf verfertigte der Hr. v. Maison Fleur, ein in Waffen und Poesie wohl geübter Ritter, eine sehr schöne Elegie.

„Wie nun der Herbst nahe war, mußte diese Fürstinn, wie lange sie auch gezögert hatte, Frankreich verlassen, und da sie nach Calais zugieng, von ihrem Onkel begleitet, wie auch von den größten und würdigsten am Hofe, so war alles voll Trauer, und beweinte mit heißen Thränen die Trennung von einer solchen Königin. Im Hafen fand sie zwei Galeeren, die eine war die des Hrn. von Mevillon, die andere gehörte dem Kapitain Albize, und es waren zur Bewaffnung nur zwei Ladungsschiffe vorhanden. Und nach einem Aufenthalt in Calais von sechs Tagen, da sie von allen groß und klein, den betrübtesten Abschied mit vielen Seufzern und Wehklagen genommen, schiffte sie sich ein, von zwei ihrer Onkel begleitet: dem Herrn von Aumale, Großprior, und dem Hrn. v. Elboeuf, Hrn. von Damville und einer Menge Adelichen, die wir mit ihr in der Galeere des Hrn. v. Mevillon waren, welche als die beste befunden worden.

„Da sie nun begann aus dem Haven zu gehen, und die Ruder ins Wasser schlugen, sahe Maria Stuart vor ihren

Augen im vollen Meere ein Schiff versinken und zu Grunde gehen, und die Mannschaft umkommen, welche nicht rechten Strom und Grund gefaßt hatten, und da sie dieß sahe, rief sie aus: Ach mein Gott! welch ein Vorbote ist dies für die Reise! — Und da die Galeere außer dem Hafen war, und sich ein frischer Wind erhob, begann man die Seegel zu lüften, sie aber, ohne an irgend etwas anders zu denken, stützte sich mit beiden Armen unweit des Steuerruders auf die Galeere, und zerfloß in heißen Thränen, ihre schönen Augen unaufhörlich gerichtet auf den Haven, und auf den Ort den sie verlassen, und immer diese betrübten Worte ausrufend: Adieu Frankreich! Adieu Frankreich! die sie immer wiederholte, und blieb in so schmerzlicher Beschäftigung fünf Stunden lang, bis daß es Nacht war, und man ihr sagte: Sie möchte doch von dort weggehen, und ein wenig zu Nacht essen. Sie aber weinte nun noch heftiger, und sagte: Jetzt ist die Stunde gekommen, mein liebes Frankreich, daß ich dich ganz aus dem Gesichte verliere, da mir die dunkle und neidische Nacht einen Schleier vorhängt, der mich eines solchen Gutes beraubt. So lebe denn wohl, mein Frankreich! So verlier ich dich denn ganz aus den Augen, so werd ich dich denn nimmer wieder erblicken! Nunmehr begab sie sich weg und sagte, es gienge ihr umgekehrt wie der Dido, die immer das Meer ansah, als Aeneas von ihr geflohen, sie aber sah immer nach dem Lande hin. Sie wollte schlafen gehen, ohne daß sie gegessen hatte, und wollte nicht in ihr Zimmer gehen, sondern verlangte ein Bett, oben auf dem Hintertheil der Galeere, und da sie sich ein wenig zur Ruhe legte,

vergaß sie keinesweges ihrer Seufzer und Thränen, sondern sagte dem Steuermann, wenn es Licht würde, und er könne noch Frankreich erblicken, so möchte er ja nicht fürchten sie aufzuwecken; worinn ihr auch das Glück günstig war; denn da der Wind aufgehört hatte und die Schiffsleute ihre Zuflucht zu den Rudern nehmen mußten, konnte man in der Nacht wenig weiter kommen, und da der Morgen anbrach, konnte man noch die Gebirge von Frankreich erblicken, so daß sich die Königin von ihrem Bette erhob, und noch so lange Frankreich anschaute, als es nur immer angieng; da aber die Galeere immer weiter gieng, so hatte sie auch diese Erquickung nicht mehr, und sahe nicht mehr ihr schönes Land, und nun rief sie immer stärker: Adieu Frankreich! Adieu Frankreich, und ihre Thränen flossen häufiger, und sie rief noch: ich werde dich nimmer wiedersehen, und wünschte es möchte ein Kriegsheer von England kommen, welches uns sehr bedrohen, und sie zwingen möchte nach dem Haven zurück zu gehen; hierinn aber war Gott ihren Wünschen nicht günstig."

Und hier verlaß ich dich auch, schöne Königin, bei dieser Stelle deiner Geschichte, die ich ohne Thränen nicht lesen kann. So lange noch Gefühl für Hoheit und Schönheit in menschlicher Brust lebt, wird es für dich Seufzer, Thränen und Erinnerung geben!

IX.

Lied
des
Gerhart von Nevers
von
seiner Euriante.

Wie fühl ich im Herzen aus Schmerzen so fröhlich entblühet
Die Liebe, die Triebe und Denken zur Süßen hinziehet;
Wie sehn' ich mich ferne zum Sterne, der freundlich mir funkelt,
Lust kenn ich, nur wenn ich Sie nenne, die alles verdunkelt.

Wer heuchelndem Sinne der Minne vertraut muß beben,
Wie mastlos und rastlos sich Schiffe bald senken bald heben;
Doch sicher vertrauet, und schauet auf stürmende Fluthen,
Wer freuen der Treuen sich mag und wahrhaftiger Gluthen.

Drum sing ich und freue der Treue mich, die uns verbunden,
Die mein, mit mir ein ist, in Liebe, so wie noch gefunden,
Drum preis ich im Sinne, der Minne der Schönsten ergeben
Das Glück, ihr im Blicke zu schauen mein köstlichstes Leben.

X.

Klagelied der Fürstin Eglantina um Gerhart.

Wer Minne kennt, und ihre Wehe
Der sehe
Mich, die in Thränen will zerfließen!
Wohl sprießen
Die Blümlein muthig auf grüner Haide,
Ich aber leide
Und säh sie lieber all verblühen.
Die Vöglein singend zu Neste ziehen,
O Wehe!
Denn lauter Lust und Freude ist um mich her,
Ich aber härme mich, und weine noch mehr.

Mich kann der stolze Gerhart schmähen
Und gehen
Drum muß ich solchen Schmerz ertragen
Und klagen.
Nehmt mit mein Lied, ihr leichten Winde,
Daß es ihn finde
Und dring an seines Herzens Thüre,
Daß es sein steinern Herze rühre
O wehe!
Wer Minne kennt und heilen mag, der komme her
Zu heilen mich, die liebend stirbt, im Thränen = Meer.

XI.

Sonnet Justinens
von
dem schlafenden Ritter im Walde.

Du Lichtgestalt, von Schönheit ganz umflossen,
Sanft hält der Schlaf die Blicke dir gefangen;
Wie herrlich ist auf deinen zarten Wangen
Das Morgenroth der Jugend ausgegossen!
Du bist dem Schoos des Weibes nicht entsprossen!
Es möcht ein Gott mit solchem Reize prangen;
Ich schaue Dich mit ahnungsvollem Bangen

Nicht

Nicht deiner werth sind irdische Genossen!
Der Athem stockt, kaum will das Herz mir schlagen,
Die Seele will in Schmerz und Lust vergehen,
Mich scheucht die Schaam, mich fesselt das Verlangen;
Laß Dir dies Lied ein süß Geheimniß sagen,
Nicht offen will ich Deine Augen sehen,
Die auch verhüllt die keusche Brust gefangen!

XII.

Die Imperial-Bibliothek.

(Historische Notiz.)

Karl dem Weisen verdankt die Französische Nation die erste Grundlage zu einer Büchersammlung für das Volk. Der Vater dieses Monarchen beschützte die Gelehrten und liebte die Bücher. Der Prior von St. Eloy, Pierre Berceure genannt, mußte auf sein Geheiß die drei Dekaden vom Titus Livius in das Französische übersetzen. Die ganze Bibliothek dieses Königs bestand aus einem Bande über die Kriege am heiligen Grabe, dem Lateinischen Dialoge über die Substanzen, (in welchem dieses Königs erwähnt wird, und von welchem die National- jetzt Kaiserliche Bibliothek, ein Exemplar besitzt, welches man für das einzige hält, was vor-

handen ist.) Das Buch von der Moralität des Schachspiels, ins Französische übersetzt vom Herrn Jean de Vignery, einige Fragmente von der Bibel, die Jean de Sy zu übersetzen angefangen, und einigen Gebetbüchern.

Zu dieser Sammlung fügte Karl der Fünfte nach und nach mehrere Bücher hinzu, die er in einem der Thürme des Louvre, *Tour de la librairie* genannt, aufbewahren ließ, und deren Aufsicht Herrn Gilles Maltet vertraut wurde, welcher im Jahre 1373 das Inventarium derselben aufsetzte. Dieses Inventarium, das 970 Bände enthält, und auf der Nationalbibliothek aufbewahrt wurde, ist sehr interessant für die Geschichte der hiesigen Literatur. Es zeugt von dem damaligen Geschmack des Jahrhunderts an Astrologie, Geomantie und Chiromantie, welchen der Prinz, wenn nicht autorisirte, doch wenigstens theilte.

Unter Karl des Siebenten Regierung wurde diese Bibliothek Anfangs mit 200 Bänden vermehrt, die des Herzogs von Guyenne, seines Sohnes, mitgerechnet. Nach und nach aber nahm sie ab, statt sich zu bereichern. Schon nach dem Tode des Gilles Maltet bewies ein Inventarium, welches zwei Offiziere und der Schreiber der Oberrechnungskammer 1410 machten, daß sie Verlust gelitten hatte. Im Jahre 1423, wenige Zeit nach des Königs Tode, befanden sich nicht mehr als 850 Bände darin. Herzog Betford, als Regent des Königreichs kaufte

diese Sammlung, und bezahlte dafür 1200 Livres, die dem Entrepeneur des Mausoleums Karl des Siebenten und der Königin Isabeau ausgezahlt wurden, und so wurde die von Karl dem Fünften angefangene Bibliothek zerstreut und vernichtet.

Ludwig der Eilfte fühlte den Nutzen, den eine öffentliche Bibliothek für das Volk haben mußte, und beschäftigte sich damit eine neue zu errichten, zu welcher die Ueberreste von der des Louvre gethan wurden, die sich in verschiedenen königlichen Häusern zerstreut befanden. Er vereinigte die Bücher Karls des Siebenten, die seines Vaters, und die seinigen. Das köstliche Manuskript von den Judäischen Alterthümern, welches in dieser Sammlung sich befand, wird auf der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt.

Karl der Achte, bei seiner Rückkehr von der Eroberung des Königreichs Neapel, that zu dieser Sammlung die seltnen köstlichen Manuskripte, die er aus der Bibliothek des Königs von Neapel mitgebracht hatte. Diese sind noch jetzt kenntlich durch das Wappen, die Unterschrift und dergleichen.

Karl von Orleans und Johannes, Herzog von Angoulème brachten bei ihrer Rückkehr nach 25jähriger Gefangenschaft in England die Manuskripte wieder, welche Betford an sich gekauft hatte, nebst noch ein fünfzig Bänden. Mit diesen Bänden hatten sie zwei Bibliotheken zu

stiften angefangen, eine in Blois, die andere in Angoulème.

Die Bibliothek von Blois, welche Anfangs nur aus fünf Bänden bestand, namentlich: Reisen des Marcus Paulus Venitien, 2) die Regierung der Gesetze, 3) eine reich verzierte Bibel, 4) ein Band von Missalen, wurde durch Ludwig den Zwölften mit der des Louvre vereinigt. Bald nachher fügte er noch eine Bibliothek hinzu, die beinahe so interessant war, als die der Könige von Neapel. Diese war von den Visconti und den Sforzi in Pavia gesammelt worden, und Ludwig der Zwölfte that noch die Bücher aus Petrarkas Nachlasse dazu, nebst denen aus dem berühmten Kabinette des Ludwigs de la Gruthuse. Mehrere dieser letztern Manuskripte, alle köstlich und sauber verziert, so wie die somme rurale, die Consolation de Boëce und andere werden auf der Imperialbibliothek sorgfältig aufbewahrt.

Als Franz der Erste die Bibliothek von Blois mit derjenigen vereinigte, die er zu Fontainebleau gestiftet hatte, im Jahre 1544, wurde ein Inventarium derselben gemacht, aus welchem man ersieht, daß sie aus 1890 Bänden bestand, von denen 109 gedruckt, 38 Griechische Manuskripte, und 1743 Französische und Lateinische Manuskripte waren. Unter diesen befinden sich die schönen Fabliaux nnd Ritterromane, die aus dem zwölften und fünfzehnten Jahrhundert herstammen, und die alle in köstlichem Einband mit saubrer farbiger und goldner Schrift

auf feinem Pergament, und mit fleißig ausgeführten Gemälden verziert sind. Wir enthalten uns jetzt der nähern Erwähnung derselben, um den Gang der Geschichte nicht zu unterbrechen.

Unter Franz dem Ersten wurden eine Menge Griechischer und Lateinischer Manuskripte zur Bibliothek von Fontainebleau gethan. Die Französischen Manuskripte wurden vernachläßigt. Bei der Güterkonfiskation des Connetabel von Bourbon wurde noch die wichtige Sammlung der Fürsten seines Hauses hinzugethan, unter denen man die des Herzogs Hans von Berry erkannte, welcher die Gelehrsamkeit so liebte, wie sein Bruder Karl der Fünfte. Die Nationalbibliothek besitzt verschiedene Bände dieser köstlichen Sammlung.

Unter Heinrich des Zweiten Regierung wurde die königliche Bibliothek zu Fontainebleau mit vieler Sorgfalt verwaltet. Er war es, der im Jahre 1556 den Buchhändlern anbefehlen ließ: den königlichen Bibliotheken ein Exemplar auf Velin, und gebunden, von allen Büchern zu liefern, die sie mit königlichem Privilegium drucken würden.

Die drei Söhne, seine Thronfolger, beschäftigten sich nicht sonderlich damit, diese Schätze zu vermehren. Doch Jakob Amyot, der verdienstvolle Uebersetzer des Plutarch, von Heinrich dem Dritten zum Meister dieser Büchersammlung ernannt, theilte den Gelehrten und

Schriftstellern alle Bücher und Manuskripte mit, die ihnen als Hülfsquellen dienen konnten.

Heinrich der Vierte, der würdige Nachfolger Karl des Fünften, erleichterte den Zutritt zu dieser Bibliothek, indem er sie von Fontainebleau nach Paris versetzte.

Nach dem Tode des Kardinal Ridolfi, (Neffen vom Pabst Leo dem Zehnten) hatte der Hofmarschal Strozzi die Bibliothek desselben gekauft. Nach dem Tode dieses Hofmarschalls, eignete sich Catharina von Medicis, seine Verwandtin, diese Bibliothek zu, unter dem Vorwande, daß die Bücher, aus denen sie bestünde, zur Bibliothek der Medicis gehört hätten. Heinrich der Vierte, befahl nach ihrem Tode, daß alle alte Hebräische, Griechische, Arabische, Lateinische, Französische und Italiänische Manuskripte aus ihrer Sammlung zur königlichen Bibliothek gethan werden sollten, und somit wurden auch die Bücher des Hofmarschalls Strozzi mit ihr vereinigt, unter welchen sich eine kostbare Sammlung von 800. Manuskripten befand. Der König ließ 350 Bände derselben prächtig einbinden, und mit seinem Wappen und Namenszug verzieren.

Die königl. Bibl. wurde unter Ludwig des Dreizehnten Regierung beträchtlich vermehrt, indem man für zwölftausend Livres die Bibliothek des Philipp Hurault, Bischoff von Chartres, erstand; es befanden sich 418 Griechische, Lateinische und andere Manuscripte in dieser Samm-

lung, von welcher der Katalog in zwei Foliobänden auf der Imperialbibliothek sich befindet.

Wenige Zeit vor diesem Ankauf hatte der König von den Brevenschen Erben mehr als 108 Arabische, Türkische und Persische Manuscripte gekauft; diese Manuscripte, welche in die Bibliothek des Kardinal Richelieu niedergelegt und von ihm der Sorbonne legirt wurden, sind jetzt zu den Schätzen der Imperialbibliothek hinzugethan worden.

Colbert unternahm die Direction dieser Bibliothek, und unter seinem Ministerium nahm sie auf die bewundernswürdigste Weise zu. Im Jahre 1661 bestand sie nur aus 1700 Bänden, gedruckt und Manuscript, die Bücher von Dupuy und vom Grafen Bethune mitgerechnet, deren Ankauf die ersten Jahre der Regierung Ludwig des Vierzehnten bezeichnet.

Zu diesen Büchern von Dupuy und Bethune, für Wissenschaft und Geschichte so interessant, besonders für Frankreichs Geschichte, und so geschätzt von Gelehrten, wurden noch andere hinzugethan, als die von Brienne, von Gaignieres, von La Marc, von Baluze, vom Präsidenten von Mesmer, vom Minister Colbert, von Doort, Cangé, Lancelot, Ducange, de Fontancier, von Notre Dame de Paris u. m. a., alle kostbar für verschiedene Fächer.

Das Resultat dieser Sammlungen, nebst derer, die unter Ludwig dem Funfzehnten und Ludwig dem Sechszehnten dazu gekommen, ist: daß die Manuscriptbibliothek, die im Jahre 1684 aus ohngefähr eilftausend Bänden bestand, sich zu Anfang der Revolution auf fünf und dreißigtausend Bände belief.

Den Siegen der Französischen Armee in Belgien und Italien, der Sorgfalt des Kaisers verdankt die Bibliothek jetzt sechszehntausend der kostbarsten Manuscripte mehr.

Jetzt findet man in ihr geordnet: 1) die Register und Portefeuillen von der Ordenskammer, und vom Charten-Depot, welches für die große Sammlung der Denkmale der Französischen Geschichte errichtet wurde, und von welchem der erste Band, herausgegeben von Brequigny und Du-theil 1792 erschien.

2) Die Manuscriptenbibliothek von St. Germain des Près.

3) Die Manuscripte der Sorbonnenbibliothek, des Kollegiums von Navarre, der Abtei von St. Victor, des Instituts vom Oratorium, des Seminariums von St. Magloire, von den Blancs Manteaux, von St. Martin des Champs, von den Grands Augustins, von den Celestins, den Jacobins, von der Rue du Bacq, von den Minimes, den Barnabites, von den Missions étrangères du Prince Condé, und von mehreren andern Sammlungen, und geistlichen Orden.

4) Die zwei berühmten Sammlungen aus Belgien und Italien.

XIII.

Die Manuscripten-Bibliothek.

Es würde mich zu weit führen, und die Gränzen dieses Werkes überschreiten, wenn ich eine vollständige Notiz von den Schätzen geben wollte, die sich in dieser großen Sammlung befinden. Mit Entzücken eilen die Gelehrten zu diesen Quellen des Wissens, die sich so herrlich und frei ihnen darbieten, und unerschöpflich sind. Das was sich, als das zweckmäßigste, ausheben ließ, trug ich der Sorgfalt eines gelehrten Orientalisten auf, der mit folgender Notiz dem Teutschen Publikum ein Geschenk macht, welches es gewiß mit Dank anerkennen wird. Diese Notiz handelt bloß von orientalischen Manuscripten, eine andere Partie dieser reichen Bibliothek, soll der zweite Band dieses Werkes enthalten.

A.

Orientalische Manuscripte.

(Mitgetheilte Notiz von H. A. L. Chezi, von der J. Bibliothek.)

Es wäre eine ungeheure Arbeit, wenn man eine vollständige Notiz aller derjenigen Schätze unternehmen wollte, welche diese, in Europa ganz einzige, Sammlung besitzt. Schon jede Abtheilung der Orientalischen Manuscripte würde für sich einen Band ausmachen. So möge denn dies so glücklich begonnene Unternehmen unter der Feder des Conservateurs dieser herrlichen Sammlung, des gelehrten Langlès, zur Freude des Publikums weiter gedeihen. Ich muß mich begnügen, einen allgemeinen Begriff von dieser Sammlung zu geben, und nur das seltenste und erheblichste bezeichnen. Man kann sich nach dieser Notiz zugleich einen Begriff von dem Reichthum der Lateinischen, Griechischen und Französischen Manuscripte machen, der nicht minder groß ist, und deren gelehrte und berühmte Conservateurs: Laporte-Dutheil und Dacier sind.

I.

Chinesische und Tartarische Manuscripte.

Vergebens möchte man wo anders, als in der kaiserlichen Bibliothek eine Sammlung von Chinesischen und

Mantschou-Tartarischen Manuscripten suchen, die so reich wäre, so köstlich, als die hiesige. Einen großen Theil derselben danken wir der Sorgfalt des berühmten Amyot. Es genoß dieser gelehrte Missionarius am Hofe des Kaisers Kien-long der höchsten Achtung und Gunst, die er sowohl seinen großen Verdiensten, als seinem weisen und edlen Betragen zu verdanken hatte.

Er sah sich durch diese glänzende Lage sowohl, als durch die hohen Kenntnisse, die er in der Chinesischen und Tartarischen Sprache erworben hatte, vollkommen im Stande, eine vortrefliche Auswahl von den seltensten Werken, und andern köstlichen Gegenständen zu machen.

Er ließ verschiedene Sendungen an den Minister Bertin abgehen, diesen Freund der Künste und Wissenschaften, mit welchem er in genauem Briefwechsel stand, und der auf diese Weise im Besitz des reichsten Chinesischen Kabinettes kam. Dieser herrlichen Sammlung traf in der Revolution das Loos der Zerstörung. Dennoch wurden die kostbaren Manuscripte gerettet, welche die Nationalbibliothek an sich kaufte.

Unter der Anzahl dieser Werke, nenne ich nur das berühmte Gedicht, in Mantschou und Chinesisch, vom Kaiser Kien-long. Er machte es auf die Stadt seiner Geburt, Namens Moukden. Dieser Fürst war nicht bloß ein eifriger Beschützer der Künste, sondern selbst ein Dichter, dessen Poesie nicht ohne Grazie ist, nach der Ueberse-

zung des P. Amyot, in Französischer Sprache, zu urtheilen.

Dem Auge ist nichts schmeichelhafter, als das sinnreich-zierliche Aeußere dieses Buchs, die köstlichen Schriftzüge desselben, die Feinheit und Gleichheit des Papiers, und die Eleganz des Einbandes. Zwar könnte ein einziges Bändchen leicht das ganze Gedicht enthalten, jedoch sey es nun, daß die Chineser, einer Schrift gewohnt, die ihnen allein deutlich ist, das Mantschou-Chinesische zu einfach und leicht gefunden haben, sey es, daß irgend ein Mandarin, um dem Kaiser zu schmeicheln, sein Werk unter verschiedener Gestalt herausgeben wollen — genug, es sind 32 Editionen davon, jede in besonderen Schriftzügen, in denen man leichtlich den ursprünglichen Mantschou-Typus erkennt, welchem man nur hin und wieder eine kleine Veränderung gegeben hat.

Von jeder dieser Editionen besitzt die J. Bibl. ein Exemplar, dies macht 32 Bändchen aus, die je acht und acht in vier Schichten von eleganter Arbeit vertheilt sind, auf Chinesisch Tao genannt. Auch befindet sich hier ein vermehrter Chinesischer Text von derselben Edition.

Noch ist ein Band bemerkenswerth, der die Beschreibung der Lusthäuser und Gärten dieses Kaisers enthält, mit zahlreichen Zeichnungen, in bloßem Umriß, sehr sorgfältig, und fähig von der Architectur der Chineser einen richtigen Begriff zu geben.

Ein Ritualbuch der Mantschouaner, voll köstlicher Kupferstiche, die Vasen und Instrumente vorstellend, die bei Religionszeremonien bei ihnen in Gebrauch sind.

Das Manuscript des Tong-kien-kang-mou, oder die allgemeine Geschichte von China, im Französischen herausgegeben, von Mailla, Grosier, und Deshauterayes.

Mehrere Tartarisch-Chinesische Dictionnaire, und Chinesisch-Klassiche Werke, auf Befehl des Kaisers Kien-long u. a. Regenten in Mantschou übersetzt u. s. w. Was die Chinesischen Bücher betrifft, welche die Bibliothek von alten Zeiten her besaß, so kann man deshalb den Katalog von Fourmont nachschlagen, der sich am Schlusse der Chinesischen Grammaire befindet.

2.

Indische Manuscripte.

Auch diese Sammlung ist von dem größten Werth, sowohl durch die Wahl, als durch den Reichthum der Gegenstände. Die Hauptsprachen Indiens finden sich hier: Sanskrit, Talinga, Tamoul, Bengali, jede mit besondern Charakteren geschrieben, sey es mit Tinte auf Baumwollen-Papier, sey es auf Palmblättern, mit einem Stilet, welche

Manier vorzüglich auf den Küsten von Malabar, und Coromandel in Gebrauch ist. Der dem Sanskrit eigne Schriftzug heißt Devanagari, nämlich heiliger Schriftzug. Von allen Indischen Dialekten ist der Bengalische derjenige, welcher dem Sanskrit am nächsten kommt, und die meisten Manuscripte der I. Bibl. sind in diesen Schriftzügen, so daß man glauben sollte, sie wären in Bengalischer Sprache.

Durch ein seltenes Glück befinden sich in der Imperialbibliothek alle diejenigen Manuscripte im Original, von welchen die zwei berühmten Orientalisten, die Engländer Johnson und Wilkins so vortrefliche Uebersetzungen gemacht haben.

Ferner die Hitopadesa, dies berühmte Werk, von welchem in allen Asiatischen und Europäischen Sprachen so häufige Uebersetzungen erschienen sind, man kennt sie allgemein unter dem Namen der Fabeln von Pilpay.

Die Gesetze von Menou, übersetzt von Jones.

Das Bhägavat ghita, Gespräch zwischen Crisnus und Arjume, aus dem Mahabharata ausgezogen, und von Wilkins übersetzt.

Die zwei Sakontala, die eine, welche vom Mahabharata eine so reizende Episode ausmacht, von Wilkins übersetzt, dann noch das köstliche Drama von Cali=

das, gleichfalls aus dieser Episode des Mahabharata gebildet, der fruchtbaren Quelle, aus welcher die Poeten nur schöpfen dürfen, wie die Griechen in den Werken des Homeros. Es ist bekannt, daß die elegante Uebersezzung des Jones, von Forster in das Teutsche übergetragen worden.

Ein Gedicht über die Jahrszeiten von demselben Calidas. Es besteht fast aus lauter Blumennamen, voller Reiz und Bedeutung. W. Jones hat den Text in Calkutta herausgegeben.

Ghita Govinta, ein Schäfergedicht. Jones hat es in das Englische übersetzt, woraus es von den Herrn Dalberg und Majer in das Teutsche übersetzt worden.

Außer diesen köstlichen Werken nenne ich noch folgende:

Eine Menge Pouranas, die verehrtesten Bücher der Indianer, nach den Vedas, die auch auf der J. Bibl. existiren. Gewöhnlich fangen die Pouranas mit einer Erzählung von der Schöpfung an. Sie enthalten viel kostbare Reste der alten Geschichte, Mythen und mythologische Sagen, alle sind in Versen geschrieben, und glänzen von poetischen Schönheiten. Sie werden dem Vyasa zugeschrieben, Redacteur der Vedas, und Autor der Mahabharata; doch scheint es, als wäre dieser Vyasa erdichtet, und als ein literarischer Herkules der Indianer zu betrachten.

Die Mahabharata, oder Kriegsgeschichte der Pandavas und Curuvas, episches Gedicht, in sechszehn Bänden.

Die Ramayan, episches Gedicht von Valmica, die Geschichte des Königs Rama Chandra von Oxodhia, oder Ouide, und die Eroberung von Lauca oder Ceylan enthaltend.

Eine Menge methaphisischer, philosophischer, moralischer Abhandlungen, und mehrere Diktionnäre, unter andern: *L'amara çosa*, von *Amaro Singla*, von welchem es eine unvollkommene Uebersetzung giebt, die, nebst dem Leitfaden, welchen die Englischen Uebersetzungen der obgenannten Werke darbieten, und den Lehren, die der gelehrte Engländer Alexander Hamilton aus eignem Antrieb dem wißbegierigen Friedrich Schlegel gab, hinreichend waren, diesem schätzbaren Gelehrten die Kenntniß des Sanskrit zu verschaffen, in welcher er in kurzer Zeit die bewunderungswürdigsten Fortschritte machte.

Da ich mich nicht weiter über diesen Theil ausdehnen kann, verweise ich den Leser, der nach Frankreich kömmt, auf den vortrefflichen Katalog mit Erklärungen von diesen Manuscripten, mit welchem Herr A. Hamilton der Imperialbibliothek ein so kostbares Geschenk gemacht hat. Dieser gelehrte und bescheidene Freund der Wissenschaften lebte mehrere Jahre in Indien, und machte sich dort die Sanskritsprache zu eigen; aus freiem Antrieb ordnete er in

Paris

Paris die Manuskripte der Imperialbibliothek, und theilte uns deren Register und seine Bemerkungen darüber mit, die wir als ein unvergängliches Denkmal seiner Wissenschaft und seiner edlen Gesinnung aufbewahren.

3.

Arabische Manuscripte.

Von diesen zahlreichen Manuscripten benenne ich als die kostbarsten einen kleinen Alkoran auf Gazellenhaut geschrieben, in Cufischen Zügen; von dem man sagt, er habe dem Kalifen Haroun Al Raschid zugehört. Die Universalgeschichte von Aboulfeda, autographisches Manuscript. Ein herrliches Exemplar vom Takouim und Boldan, eine berühmte Geographie von demselben Autor, dessen Autograph sich, wie man sagt, auf der Leydenschen Bibliothek befindet.

Diese Sammlung ist an Historienschreibern und Geographen reich. Von den erstern nenn ich als die schätzbarsten: Novaïry und Thabari, die nicht komplet sind. Vakedi, abd-el-hokm, makrizi, Arabschah, der elegante Verfasser der Lebensgeschichte Tymours.

Und unter den Geographen die berühmten Namen: Kazwini, Bakouy ebn-el-wardy, Ebn ayan u. a.

Obwohl die Anzahl der Dichter minder ist, bieten sie doch den Liebhabern dieses Zweiges eine Auswahl der geschätztesten Werke dieser Gattung an. Z. B. mehrere Exemplare von den Moullakats, mit gelehrten Kommentaren, die Divane, von Montanebby, von Ebn-el-fad.

Das berühmte Gedicht von Tograi, bekannt unter dem Namen von Lamiah-el-adjem.

Das des Kaab-ben-Zoheïr, welches mit den Worten anfängt: Baneh, soada u. s. w.

Mehrere Exemplare von vollendeter Schönheit der Mekamate des berühmten und beredten Hariry.

Von Türkischen Manuskripten werde ich wenig sagen. Die Bibliothek besitzt einige ihrer Geschichtschreiber, und eine gute Sammlung diplomatischer Sachen. Ich gehe jetzt über zu den:

4.

Persischen Manuscripten.

Wer könnte sie nennen, ohne zuerst an Ferdoussy zu denken? Sein unnachahmliches Heldengedicht: Schah-naméh, hat ihm einen unsterblichen Ruhm errungen. Er hat darin die Geschichte der alten Perser Könige seit Ka-

joumartz, bis zu Yezdidjew verwebt; wie Homer den Griechen, ist Ferdoussy den Orientalern ein Muster geworden, welchem sie im Wetteifer sich nachzubilden strebten; wenn gleich sein unermeßliches Gebäude nicht so regelmässig, so plastisch ist, wie das des Vaters Homer, so kömmt es ihm doch gleich an hoher poetischer Schönheit, reicher Phantasie und und naiver goldner Darstellung.

Außer dem Interesse, welches dies Werk in historischer Hinsicht, in Ansehung der Sitten des alten Persiens, und ihrer Mythologie hat, findet der Liebhaber der Poesie darin eine Menge verschiedener Episoden, belebt vom Glanze der unschätzbarsten und fruchtbarsten Poesie; ich nehme mir vor noch hierauf zurückzugehen, und der F. v. Hastfer einige Nachahmungen aus diesem Heldengedicht für den zweiten Theil ihres Werks mitzutheilen.

Ein gelehrter Engländer, Herr Champion, hat von dem Anfang des Schah-nameh eine Nachahmung in Englischen Versen herausgegeben, denen eine vortreffliche Vorrede vorangeht; und der berühmte W. Jones hat einige kleine Fragmente daraus seinem Poeseos asiaticae Commentarius einverleibt.

Die Imperialbibliothek besitzt mehrere Exemplare des Schah-nameh, von welchen unter andern drei sehr schön sind. Die hohen Thaten Rustans sind darin abgebildet, in etwas harter Darstellung, aber von großem Interesse für Waffen und Landestrachtkenntniß.

Nächst Ferdoussy ist Khacâni merkwürdig, in Hinsicht seines Alterthums sowohl, als seines Stils. Oft hebt er sich kühn und herrlich in seinen Poesieen, doch sind sie mitunter dunkel und hart. Einige seiner Gazelas indessen sind sehr natürlich geschrieben; folgende besonders fiel mir auf, wegen ihrer Naivetät.

„Meine Freundin ließ mich rufen, denn sie seufzte un„ter der Last des brennenden Fiebers, ich flog hin zu ihrem „Schmerzenslager und klagte das Geschick an. Weh mir, „ich sahe die Wangen, die ehe noch frischer waren, als die „Morgenrose, ich sahe sie glühen und erzittern, wie die „Sonnenscheibe, wenn sie versinkt in den Nebeln am „Rande des Horizontes. Ich rief laut nach dem Arzt, er „kam, das schreckliche Eisen glänzte in seiner Hand. So „nahte er sich dem Arme, weißer als Elfenbein. Er wagte „es, der Gefühllose, ihn zu verletzen, und in dem Augen„blick fühl ich den Stich in meinem Herzen tausendfach „wieder. Süßes Kind! da ich die Purpurfluth sahe, wie „sie aus der Wunde springend in das goldene Becken fiel, „das meine zitternden Hände kaum zu halten vermochten, „da ach! wie gern verzieh ich Dir da die blutigen Thrä„nen, die Deine Härte mich vergießen läßt.“

Auch Anwary verdient eine Stelle unter Persiens ersten Dichtern. Sein Geist schwingt sich nicht so hoch, als Khakanis Geist, dagegen ist er lebhafter, regsamer, und mehr zur Satyre geneigt. Seine berühmteste Dichtung ist die Elegie auf die Gefangenschaft Saudjars,

die der gelehrte Wil. Kirkpatrik im ersten Bande der Asiatischen Miszellaneen, unter dem Titel: the tears of Khorossan, (Korossans Thränen), herausgegeben hat. Seine Epigramme würden den Liebhabern der Poesie eine reiche Erndte verschaffen.

Nizamy zeichnet sich besonders durch die große Reinheit seines Stils aus. Die meisten orientalischen Dichter führen ihn als Muster an, viele davon sind seine Nachahmer. In den Romanen war er besonders vortrefflich. Zwei Exemplare seines Kulliat, oder vollständige Sammlung befinden sich auf der Imperialbibliothek.

Der Name Kosrou ruft das Andenken des süßesten Persischen Poeten zurück. Tibullus selbst hauchte die Seufzer der Liebe nicht melodischer aus als er. In vielen seiner Gedichte ist eine erstaunliche Aehnlichkeit mit Petrarka sichtbar. Die Bibliothek besitzt mehrere Exemplare von seinen Dirmes, nirgends aber befindet sich der reizende Dialog, der in den Asiatischen Miszellaneen enthalten ist; und den ich seiner Seltenheit wegen hier einschalte:

„Ich gieng zum Arzt, und sagte ihm, ich bin krank; „von Sonnenuntergang bis zur Morgenröthe schmachte ich „vergebens nach Ruhe, sage mir denn, was soll ich „thun?

„Der Arzt befragte meinen Puls, und sagte mir lächelnd: Du armer Freund, dein Uebel ist mir kund; Du „leidest an Liebeswehen, nenne mir deine Geliebte.

„Zeige Dich ihren Blicken, enthüll ihr dein Herz, „und presse nach Herzenslust die feuchten Rubine ihres „Rosenmundes; sonst kannst du nicht leben.

„So eilt ich zur Wohnung meiner Lieben. O Du „meine angebetete Henriette, willst Du denn, so rief ich, „ohn Erbarmen einen so treuen Liebhaber sterben sehen? „Da heftete sie auf mich ihre Blicke.

„Wer bist Du, sprach sie, und wo kömmst Du her? „Hundert Unglückliche, wie Du, belagern unaufhörlich „diese Pforte, sage mir, wie heißest Du?

„Ach, ich bin ein hoffnungsloser Liebender, ein Un„glückseliger, dem deine Blicke den Verstand geraubt ha„ben, kannst Du mich nicht an diesem Zeichen erkennen?

„Nein, mein theurer Kosrou, laß von nun an „dein Leid fahren, und sey glücklich. Siehe meine halb„geöffneten Lippen, wie sie dich einladen zum Liebeskusse!

* * *

Von allen Persischen Schriftstellern ist Sady derjenige, welcher in Europa am berühmtesten ist, da er doch fast durch sonst nichts bekannt ist, als durch seinen Gulistan. Nicht minder vortrefflich sind seine Poesieen, wegen ihrer Reinheit sowohl, als wegen ihres moralischen

Werthes; und es ist zu hoffen, daß die vollständige Ausgabe seiner Werke, die in Kalkutta gedruckt worden sind, indem sie den Originaltext mehr ausbreitet, einigen Orientalisten den Wunsch einflößt, uns mit Sady bekannter zu machen. Hier ist ein kleiner Auszug aus seinem Kitab Thaïbat.

„Die Liebe des Nächsten, die Ehrfurcht der Gottheit, sind das Wesen einer edeln Seele. Wem diese hohen Tugenden fehlen, dem wäre das Nichts besser als ein eitles Daseyn."

„O du, dessen Tage geschmückt sind mit Reichthum und Wonne, laß dich nicht verblenden von der unstäten Gunst des Glückes; denn in der leichten Pause des Lebens mag sie nicht von Dauer seyn."

„Und du, der im Schoos des Leidens und des Elendes seufzet, tröste dich, bald werden deine mühseligen schleichenden Tage nicht mehr auf deinem Herzen lasten."

„Wie muß nicht der Pfad, den du leicht betrittst, den Gedanken des Nichts in deiner Seele erwecken. Augen, die im Glanz der seligen Liebe stralten, Augenlieder schwer und feucht von Lust, Wangen, so frisch und holdselig, und tausend Reize, tausend Zaubereien, sind in den Staub verwandelt, der sich unter deinen Schritten aufwölkt. Die Sonne, die heut dich bescheint, goß einst ihre

seligen Stralen auf die reichen Gezelte aus, wo Aad und Themoud der süßen Ruhe genossen."

„Und die an Freuden fruchtbare Erde Aegyptens ist nicht verwandelt, doch schon sind Jahrhunderte vergangen, seit sie in ihrem Schoos Pharaons und Khabouds todten Staub bewahrt."

„Welchen Reiz, o mein Freund, hat denn eine Welt für dich, wo alles in unaufhörlichem Wechsel ist? Bald muß der Neider und der Beneidete hinweg, ohne nur eine Spur von sich zurückzulassen."

„Wenn dich das Unglück drückt, so laß deine aufgehobenen Hände die Gottheit anflehen. Großmuth, Erbarmen, Geduld und Liebe, ruhen alle in ihrem Schoos!"

„Gränzenlos ist ihre Güte, unerschöpflich ihre Milde, und von ihr empfängt ein lechzendes Herz seine süßeste Erquickung. Von der Erde bis zu den Plejaden beten alle Geschöpfe sie an, und alles zeugt von ihrer Macht und Herrlichkeit."

„Höre Sadys Rath, mein Bruder, gleich dem Schlüssel, dem sich allein des Glückes köstlicher Schatz öffnet, kannst du nur glücklich seyn, wenn du ihm folgest."

* * *

Hafiz, ist der herrlichste Sänger der Lust. S. W. Jones vergleicht ihn mit dem Dichter von Theos, eine richtigere Vergleichung ließe sich nicht treffen. Der Leser wird davon urtheilen können, wenn er die eleganten Nachbildungen von Jones und vom Baron Revizky lesen will, die von einigen Oden des Hafiz vorhanden sind.

Ode des Hafiz.

Bei deiner Augen-Strahlen, schwör ich dir, liebliches Kind, begabt mit den seltensten Schätzen der Natur.

Bei dem zarten Pflaum, der wie ein leichter Nebel deine Reize schalkhaft umwebet.

Bei deines Rosenmundes seligem Ambrosia, süßer noch meinen Lippen voll Gluth, denn die kühlen Fluthen der Lebensquelle.

Bei dem holden Farbenspiele deiner Gestalt, bei den Düften, die du entathmest, zarte Frühlingsblüthe der Schönheit!

Bei deiner Schritte leichten und zierlichen Bewegung, gleich dem Rebhun auf den Gebirgen.

Bei den schmachtenden Blicken voll Lust, gleich der scheuen Gazelle.

Bei den feuchten Rubinen deiner Liebe athmenden Lippen.

Bei den köstlichen Perlen ohne Tadel, deren Licht durch deines Lächelns Zauber schimmert.

Bei deiner Wangen vollen Rosenbeeten, in denen der Sinn, wie in einem Labyrinthe gefangen, sich verwirrt

Bei deinem unnennbaren Wesen der Anmuth und Schöne, welches die Phantasie nicht erreichen mag,
Schwör ich es dir, wenn ich von deiner Huld die kleinste Gunst empfinge, so würd ich in eine Zauberwelt verzückt, mit dem Auge der Gleichmuth die Erde ansehen, und all ihre eitle Schätze.

* * *

Von allen modernen Dichtern hat sich Djami den Mustern, die wir eben genannt, am glücklichsten nachgebildet. Man sieht, daß Nizamy, Kosrou, und besonders Sady, seine Lieblingsmuster waren. Uns ist er nur durch seinen Beharistan bekannt, ein moralisches Werk in Prosa, das er, wie er selbst sagt, nach dem Plane von Sadys Zulistan bearbeitet hat. Seine Romane in Versen sind jedoch so schön wie die des Nyzami, und im Allgemeinen lebt in seinen Poesieen eine Sprache der Sanftmuth und des Gefühls, die ihm allein eigen ist. Hier ist eine seiner Poesieen.

An die Nachtigall.

Melodische Sängerinn, Bothe der Morgenröthe, was wollen die heißen Klagen, die meine Seele erschüttern?
Woher die düstre Trauer, das tiefe Leid, das dich beugt?
Glühst du in Liebe für eine Rose? Wohlan, so fliege wie deine Mitbuhler hin, und wiege dich in den Düften der Blumenbeete, die sich dem Frühlingshauche aufschließen.

Ist es die schlanke Cypresse, die deine Seufzer anlockt, wie die der wehmüthigen Turteltaube? So würdest du ja nicht mein einsames Gezelt zum Sitze wählen, du würdest dringen in des Waldes geheime Schatten.

Nein, ich sehe es, dich bewegt ein anderes Leid, die schöne Jungfrau erweckt deine Trauer, sie schied von hier, und deine Klagen erschallen mit den meinigen.

So fliege denn auf meine Brust, komm und nimm unter deinen Fittig den Brief, benetzt von meinen Thränen, den ich ihr sende, doch meide, ach meide den scharfen Blick ihrer strengen Hüter.

Unsre zwei verwundeten Herzen werden sich verstehen, so sey denn, ich beschwöre dich, mein Bote bei ihr, und wenn ihre süßen Lippen dich nach Djami fragen, so sag ihr, er muß sterben, nun sie fern ist.

* * *

Wir nehmen uns vor im zweiten Theil dieses Werks auf diesen Artikel zurück zu kommen, wo wir zugleich die historischen und geographischen Manuscripte der Orientaler erwähnen wollen, die hier befindlich sind, und wo einige Nachahmungen Altgallischer und Provenzalischer Poesieen einen Begriff von dem Geist des 13ten und 14ten Jahrhunderts in Frankreich geben werden.

B.

Gallische Manuscripte.

Den Künstlern muß es interessant seyn, in dieser Bibliothek Manuscripte zu finden, mit Vignetten verziert, die in einer Stufenfolge vom sechsten bis zum sechszehnten Jahrhunderte den Gang andeuten, welchen in Europa die Malerei genommen hat, von ihrer Kindheit an, bis zu einer schönen Vollkommenheit. Diese ersten Vignetten aus der alten Zeit beweisen blos das Bedürfniß, dem Gedanken eine sinnliche Gestalt, und die Zierde der Farben zu verleihen. Noch ist kein Streben sichtbar nach schöner Form und Nachbildung schöner Natur. Nach und nach wird das Streben erweitert; bestimmter, aber noch bleibt das Gepräge des naiven Sinnes, der aus Trieb ohne Anmaßung handelt. Dann erscheinen genialische Produkte, noch beschränkt in der Ausführung durch die Unbekanntschaft mit der Farbenbehandlung, der Perspektive, und andern Dingen, die vom Handwerk abhängen, jedoch nicht um so weniger voller Seele und Kraft. Schon zeigen sich geistvolle Physiognomieen, bedeutungsvolle Charakterköpfe, Kompositionen voll Leben, Einheit und Ausdruck, schöne Formen, anmuthige Stellungen, und glückliche Zierrathe von Schmuck und Kleidung.

Die hiesigen alten gallischen und provenzalischen Manuscripte sind alle auf Pergament, in groß Folio, auf das

sauberste geschrieben in Gothischen Charakteren, und rings um die Blätter verziert mit Arabesken, goldnen und bunten Ranken und Figuren, im Gothischen Styl, unter welchen einige voller Zierde und Geschmack sind; noch sind diese Manuscripte geschmückt mit Vignetten, zu denen sich die Maler nicht genannt haben; viele derselben sind ganz barbarisch, die meisten aber besitzen die Vorzüge, derer ich oben erwähnt habe.

Die Ideen dieser Vignetten sind meist aus der Bibel genommen, und müssen sich eben deswegen natürlicher Weise oft wiederholen, dennoch ist in ihrer Behandlung immer Verschiedenheit und Interesse. Die Wasserfarben mit welchen sie gemalt sind, haben sich Jahrhunderte hindurch immer frisch und hell erhalten, welches vermuthlich daher kömmt, daß sie auf Pergament aufgetragen sind, und mit einer dauerhaften Substanz gemischt, von der ich vermuthe, daß es nicht Gummi Arabicum, sondern eher Leim und Eiweis ist. Das Gold auf diesen Vignetten und Arabesken ist von der äußersten Reinheit, reich aufgetragen, und fein und künstlich genug behandelt; in vielen Manuscripten sind auch die Lichtpartieen durch Gold gehoben.

Die interessantesten, die ich in diesen Manuscripten gefunden, deren viele noch in der Menge vergraben sind, aus der man sie nur mit der äußersten Mühe herausfindet, sind: ein Froissard Nr. 8320, und 8321, zwei Bände, da der Froissard gewöhnlich aus vier Bänden besteht; doch sind es diese einzigen zwei Bände, welche Vignetten haben,

die besonders wegen des Kostüms, und der damaligen Gewohnheiten merkwürdig sind, zwei alte Bibeln, mit Camayeux und Vignetten. Romuleon, eine römische Geschichte, in altfranzösischer Sprache, unter Ludwig dem Eilften geschrieben, in drei Bänden. Die Chroniken von Karl dem Großen, gleichfalls in Camayeux, zwei starke Bände in Folio, aus Belgien; das Turnier von der Grethuse, oder vom König René. Das Breviarium des Papstes Paulus des Dritten, der Virgilius vom Vatikan, das Gebetbuch von Baden, die Triumphe von Petrarka, die französische Uebersetzung. Titus Livius, übersetzt vom Prior Peter Berkorius, von St. Eloy in Paris, für den König Johann. Das Gebetbuch der Anna von Bretagne. Eine hebräische Bibel mit Arabesken, aus dem zehenten Jahrhundert.

Mehr als einmal hat mich das Gebetbuch der Anna von Bretagne ergötzt, der Mutter Ludwig des Zwölften. Man weiß nicht, von wem es gemalt ist, so wenig, wie die andern; denn die Gelehrten und Künstler jener Zeit waren nicht eben eilig, sich zu nennen, und wenn nur ihre Werke lebten, um den Namen war es ihnen nicht zu thun. Dies Gebetbuch ist in Lateinischer Sprache abgefaßt, und enthält auch Legenden der vornehmsten Heiligen und Märtirer. Auf feinem Pergament ist die saubre und zierliche Schrift, und jedes Blatt ist mit Blumen, Arabesken und Vignetten verziert. Auch ist bei jeder Legende das Marterthum oder das Leben des Heiligen in einem Miniaturgemälde sichtbar. Der Farbenton dieser Gemälde ist vortref-

lich, und viele Köpfe sind äußerst charakteristisch und schön. Ich fand einen Kopf, der dem H. Bruno des Lesueur ganz treffend ähnlich ist, und in einem eben so schönen Charakter; auch einen Pabst, der unserm Pabste sehr ähnlich sieht. Die Blumen, welche jede Seite schmücken, sind auf goldnem Grunde, nach der Natur gemalt. Es sind meist Feldblumen, alle so zierlich, so treu, mit so frischen Farben, in so angenehmer Komposition und mit so unermüdlicher Sorgfalt, daß man glauben möchte, sie seyen lebendig. Dazu ist bei jeder Blume ein Gemisch von Schmetterlingen, Käfern und Raupen, denen dasselbe Lob zu ertheilen ist, und der Name der Blume ist Lateinisch und Französisch unterschrieben, mit unter höchst komische und einem Gebetbuche fremde Namen. Ich entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß unser bekanntes und aus den Romanen nun so verbanntes Vergißmeinnicht zu Anna's Zeiten in Frankreich dieselbe Bedeutung hatte. Es findet sich in ihrem Gebetbuch zierlich abgebildet, mit der Unterschrift: souvenés Vous de moi.

Ich mag nicht unterlassen bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, was der naive Höfling Brantome — der Vasari unter den Weltleuten, über Anna von Bretagne in seinen femmes illustres sagt.

„Laßt mich denn mit unsrer Königin Anna von Bretagne den Anfang machen, der weisesten und ehrwürdigsten, die es seit dem Tode der Mutter des h. Ludwig, der Königin Blanka gegeben. Und wenn sie des hohen Hauses

wegen, aus welchem sie entsprossen, und ihrer großen Reichthümer halber von vielen zur Ehe begehrt wurde, so war ihre Hand nicht minder wünschenswerth, in Ansehung ihrer Tugenden und Verdienste; denn sie war schön und angenehm, so wie es alle bezeugen, die sie gesehen haben, und an Geistesgaben nicht minder vortrefflich, gar züchtig und tugendhaft, weise und wohl in Reden geübt, wie auch sehr gütig, barmherzig und wohlthätig, so wie alle die meinigen es bezeugen.

„Der König ihr Gemahl ehrte sie außerordentlich, und ließ sie im Genuß all ihrer Reichthümer, welche sie auch wohl anwandte, denn sie war sehr freigebig, und wenn der König, der einen ungeheuern Aufwand machte, zu seinem Volke hätte seine Zuflucht nehmen müssen, so kam sie ihm zu Hülfe, und es war im Reiche nicht ein großer und berühmter Offizier, dem sie nicht eine Pension gegeben hätte; auch machte sie große Geschenke, sowohl an Gold, Silber und Kleinodien, als auch an schweren goldnen Ketten.

„Auf Reisen war sie sehr freigebig, und es gab niemand, der mit ihr nicht zufrieden gewesen wäre, so wie sie vor allen Dingen ihre Leute gut behandelte, und ihnen große Güter gab.

„Sie war die erste, welche Damen am Hof erzog, zu ihrem Gefolge. Ihr Hof war eine schöne Schule für adliche Fräulein, denn sie ließ alle gut ernähren, und nach

ihrem

ihrem Beispiel erziehen, in Bescheidenheit und Tugend. So hatte sie deren viele um sich, und schlug keine aus. Desgleichen nahmen auch die Gelehrten ihre Zuflucht zu ihr, denn sie liebte die Künste und Gelehrsamkeit, und war im Reden sehr geschickt, so wie auch beim Empfang der fremden Gesandten; denn sie betrug sich mit schöner Anmuth und Majestät; dieses wußte der König sehr wohl, verlangte auch, man sollte ihr nicht minder Ehre erzeugen als ihm selbst."

Auf dem Titelkupfer ist Anna von Bretagne selbst abgebildet, knieend. Ihr Gesicht ist regelmäßig und angenehm, sehr klug und bedeutend sieht sie aus, doch ist ihre Klugheit fromm und freundlich. Drei heilige Frauen sind hinter ihr, sie selbst im goldnen Kleide und Kopfschmuck von weiß und schwarz mit Golde, ganz voll Sittsamkeit und Demuth, erscheint sie höchst liebenswürdig. Der Busen ist sorglich bedeckt, das glatte Stirnhaar unter den Kopfschmuck geschoben. — Man denkt sich unter solcher Gestalt eher eine simple Landfrau, mit dem soliden Prunk eines Wohlstandes bekleidet, der ihrer Familie seit langer Zeit gehört, als man sich eine große und prächtige Königin denken sollte.

Du gutes Mittelalter, mit deinen schlichten Sitten und ehrwürdigen Beschränkungen, wann wird deine goldne Einfalt wiederkehren?

Im Vatikanischem Virgil sind die Vignetten barbarisch genug, die Farben beleidigen das Auge. Er ist aus

dem sechsten Jahrhundert, doch ist ein Streben nach antikem Stil durch all diese Barbarei zu erkennen.

Romuleon ist voll Kompositionen, in denen sich einzelne Schönheiten des Charakters, der Stellung, der Bewegung, in Fülle befinden. Der erste und zweite Band ist von demselben Meister, doch der dritte ist ganz schlecht und unerträglich, auch sind viele Anlagen desselben unvollendet geblieben. Auch die zwei ersten sind häufig untermischt mit Gemälden, die vermuthlich von einem Schüler herrühren, durchaus nicht in demselben Geist. Sie unterscheiden sich unter andern auch wegen der goldnen und silbernen Rüstungen, mit denen alle Personen bekleidet sind. Das Kostüm ist das des 13ten Jahrhunderts, und an Nachbildung der Antike ist nicht zu denken. In den guten Vignetten dieser Geschichte ist die Farbe, wenn nicht mit großer Sorgfalt behandelt, dennoch verständig genug, nur mit unter ein beleidigendes Orangefarb grell aufgetragen und verschwendet, von gar widriger Wirkung. Die Schönheiten liegen theils in der Anordnung der Komposition, die voll Rundung und Klarheit ist, theils in einzelnen Stellungen voller Sinn, Ausdruck, Kühnheit und Grazie.

Ueber die Chronik von Karl dem Großen, und die zwei Bibeln befindet sich in den Notions et extraits des manuscrits de la Bibliotheque nationale et autres bibliotheques, publiées par l'institut national de France eine vortreffliche Notiz vom verstorbenen H. Ca-

mus; die artistische Parthie derselben ist das Werk der Herren Vincent Dufourny und Levêque. Herr Camus hält diese Manuscripte dafür, als wären sie für Philipp von Burgund in Flandern gemacht, und als hätte van Eyk die meisten Miniaturgemälde dirigirt. Die eine Bibel, die nur bis zum Buche Jesaia geht, ist in den ersten Büchern mit vortrefflichen Miniaturvignetten versehen. Die Figuren fast alle sind weiß drappirt, und mit vielem Geschmack; der Farbenton ist in dem zweiten, dritten und vierten Buche sehr gut. Oft wird man überrascht durch die ausdrucksvollsten und glücklichsten Stellungen, und durch Köpfe mit Schmuck und Locken, von dem schönsten Charakter und edler Anordnung. In der Geschichte des Jakob und Joseph besonders sind die Figuren schön. So z. B. ist ein Kopf des Joseph, wie er gebietet das Korn zu sammeln, in Profil, mit blonden Locken, von der angenehmsten fast Raphaelischen Schönheit. Auch die ganze Komposition ist wohl angeordnet; in diesem Buche sind die Miniaturen fein, die Gesichter charakteristisch, die Draperien, alle die Bewegung und Form des Körpers wohl begleitend, und obwohl nicht alle mit demselben Fleiß und Charakter, doch die meisten sich ähnlich. Im fünften Buche wird alles schlecht, und die letzten bleiben unvollendet. Die Titelvignette ist von großer Schönheit, und unermüdlichem Fleiß, ein Meisterwerk, und ganz unstreitig von J. von Eyk. Es sind Engel darauf von Raphaelischer Lieblichkeit. Der Kupferstich derselben, der ganz vortrefflich ist, befindet sich bei der Notiz des H. Camus im oberwähnten Werke, und hat 100 Louisd'or gekostet.

Das Gebetbuch von Baden, aus der Sammlung des Herzogs von Lavalliên, ist ganz nach Rubensschen Gemälden kopirt, und merkwürdig wegen der Feinheit der Miniatur, und der großen Wahrheit und Schönheit der Farbenbehandlung.

Das Breviarium des Pabstes Paul des Dritten ist mit einer Vignette geschmückt: Gott Vater in Wolken über die Erde schwebend, wie er das Licht erschaft. Sie wird dem Michel Angelo Buonarotti zugeschrieben, ich kann nicht glauben, daß dieser je etwas in Miniatur mit Wasserfarben gemalt habe, auch die Farben sind zu weich und hell, um seine Arbeit zu seyn. Eher ist es die Arbeit von Perino del Vaga, der auch für Paul den Dritten gemalt hat. Die Physionomie des Gott Vaters ist edel und ernst, seine Kleidung ist roth, die Lichtparthieen darauf sind grün, der Mantel ist himmelblau, sein Schweben ist kühn und kräftig. Die Hände sind vortrefflich gemalt. Die Arabesken umher sind wunderfein, und von äußerst schönem Geschmack und sinnreicher Erfindung. Die nackten Knaben besonders sind vorzüglich schön gemalt, das Fleisch ist mit Wahrheit und Grazie behandelt, und ihre Gesichter sind schön. Ich verlange dies Breviarium immer wieder, und kann mich gar nicht satt daran sehen, und so wird es allen gehen, die sich daran ergötzen, eine Miniaturtändelei des großen Malergeistes jener Zeit zu betrachten. Auch in mehreren Ritterromanen, besonders im Lanzelot befinden sich vortreffliche Vignetten.

Das Turnierbuch des Königs René ist des Kostüms halber sehr merkwürdig, und der darauf abgebildeten Ceremonieen der Ritterschaft.

Die Camayeux in der Chronik Karls des Grossen sind weniger merkwürdig wegen der Malerei und der Ideen, als wegen der Geduld, mit welcher sie gearbeitet sind. Einige gute Köpfe befinden sich darauf. Die Farben sind aschgrau, schwarz und weiß, die Gesichter röthlich. Der Text wäre einer Edition werth, wenn er nämlich verkürzt würde, denn der allgemeine Fehler dieser Schriftsteller ist die Weitschweifigkeit. Man muß die Perlen aus dem Sande hervorsuchen, die freilich denn auch der Mühe lohnen.

In der Hebräischen Bibel aus dem zehnten Jahrhunderte, fand ich eine Seite mit Arabesken mit Griechischen Verzierungen, und im Geschmacke des 15ten Jahrhunderts, die ich geneigt bin, für das Werk eines Konstantinopolitanischen Malers zu halten.

Das schönste und anziehendste dieser Manuscripte ist die Uebersetzung des Titus Livius vom Prior Peter Berkorius. Dies Buch ist um so merkwürdiger, da es als Grundlage zur Französischen Literatur zu betrachten ist. Es wurde auf das Geheiß des Königs Johann übersetzt, und war das erste der Art in Frankreich. Die Farbenbehandlung der Vignetten ist außerordentlich verständig, welches noch zu erkennen ist, obwohl die Farben etwas gelitten

haben. In der Zeichnung ist viel Grazie und Kühnheit, die Gedanken und Intentionen sind voller Feinheit und Interesse, die Köpfe von vortreflichem Charakter und Ausdruck, und die Kostüms und Draperien mit einem eignen Takt behandelt. Die Kompositionen sind voller Weisheit und Bedeutung, die Nebenfiguren mit den Hauptfiguren in Beziehung, fast keine überflüssige Figur, und manche Ueberraschung von glücklichen und schönen Gedanken. Das erste Blatt, die Introductionsvignette stellt den Autor vor, der dem König sein Buch überreicht. Diese Vignette hat drei Zoll im Durchmesser, und ich zählte darauf zwanzig Köpfe, alle im Ausdruck und in der Physiognomie von einander verschieden, und mit Holbeinschem Geist behandelt. Der Autor knieet vor dem Könige, die Draperie seines schwarzen Kleides ist fein und wohl geordnet und künstlich behandelt. Auf dem ersten Plan rechter Hand steht ein Schildträger, der nicht kräftiger und edler und simpler seyn könnte; die hintere Gruppe ist vortreflich geordnet und geschlossen, und der Ausdruck einer gutmüthigen beifälligen Verwunderung auf den Gesichtern der Hofleute giebt eine vortheilhafte Idee von diesem Hofe des guten Johann, der das Buch mit königlicher Ruhe empfängt, und dazu wohl etwas weniger gleichgültig aussehen könnte. In der Folge finden sich eine Menge Blätter von noch größerem Interesse. Ich danke die Bekanntschaft mit diesem Schatze der Gegenwart des berühmten David, den ich zufälligerweise auf der Bibliothek traf, und der seine Bemerkungen mit dem ihm eignen Geiste ausdrückte, von denen ich einige eben benutzt habe. Ich wiederhole die vortreflichen Sachen

nicht, die dieser große Mann bei dieser Gelegenheit über Malerei überhaupt äußerte, ich hatte ihn noch nie gesehen, und war äußerst aufmerksam auf seine Worte. Da fand ich denn Nathans Spruch bewährt.... Der Mann

Steht seinen Ruhm, sein Ruhm ist bloß sein Schatten.

Geschichte der Könige von Frankreich bis zu Franz dem Ersten, von Dutillet, Karl dem Neunten überreicht, mit Bildnissen der Könige, vermuthlich aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Die Köpfe sind feine Miniaturen, beinahe alle en face, und die Kostüme sowohl, als der Farbenton sehr wohl behandelt, auch gut erhalten. Der Text ist flüchtig und unleserlich, so daß man ihn mit Mühe herausfindet. Im Anfange will der Autor beweisen, daß die Franzosen ihren Ursprung von den Teutschen her hätten, denn, sagt er, „der Tugend gebührt „die Ehre, und es sind die Teutschen von Anfang an be„rühmt, wegen der Reinheit und Vortreflichkeit ihrer Sit„ten sowohl, als wegen ihrer Tapferkeit und herrlichen „Siege, vor allen andern Nationen, und es würde dem „noch also seyn, wenn sie vereinigt, und unter sich eins „wären, so daß den Franzosen eine größere Ehre geschieht, „die ihren Ursprung von diesem großen Volke herleiten, „als von den andern, die da sagen, sie stammen von den „Trojanern her, u. s. w."

Die Bilder fangen von Clovis, dem ersten christli-

chen König, an, und zwar trägt er am Gurt, in alter Form, einen scharlachfarbenen Beutel, eben wie die jetzigen Ridicules. Er hat einen Scepter in der Hand, und ist blau gekleidet. Die Einfassungen des Kleides sind golden, und reich geschmückt mit Smaragden und Rubinen, so wie auch die des Mantels, der mit Hermelin gefüttert ist. Dieser König ist stehend abgebildet. Der andere, Clotarius der Erste sitzt auf einem goldenen Thron, mit blauen Feldern, auf denen sich Gothische Basreliefs befinden. Kleid und Mantel sind blau und durchwirkt mit goldenen Monden und Sternen, die Einfassungen gleichfalls mit Edelsteinen, auf Gold gefaßt. Einer seiner Schuhe ist mit Lilien gestickt, der andere bloß mit goldenen Streifen. Ihm folgt Sigebert, und dann Childerich und die berühmte Fredegunde, eher wie eine Aegyptische Mumie bekleidet, als wie eine Königin. König Clotarius der Dritte ist in einem rothen Leibrock, mit Lilasborte, sein Mantel blau, weiß gefüttert, und mit einer einfachen goldenen Agraffe festgehalten, welches außer Kron und Scepter der einzige Schmuck ist; in der Note über ihm steht nichts, was auf diese Einfachheit in der Kleidung Bezug hätte. Ihm folgt: Charlemaigne Roy et Empereur. Sein Bart und Haar sind silberweis, seine Augen blau, er ist bleich. Er trägt den Reichsapfel und das Scepter, sein Leibrock ist blau, sein Gürtel roth. Unten ist der Leibrock mit einer schmalen goldenen Borte geschmückt, die mit verschiedenen Edelsteinen und großen Perlen prangt. Sein Mantel ist durchwirkt mit goldenen Lilien, gefüttert mit Hermelin, und eingefaßt mit einer ähnlichen Borte,

wie die des Leibrocks mit einer goldenen Agraffe mit Muscheln auf der Brust festgehalten. Die Krone ist die der andern Könige, die Strümpfe roth, die Schuhe weiß, spitz zulaufend, mit einem Riemen und goldener Schnalle unter dem Knöchel befestigt, und mit goldenen Ranken gestickt. Kaiser Napoléon trug bei der Krönung ähnliche Schuhe. Da es meine Absicht nicht ist, eine völlige Beschreibung dieser Bilder zu machen, bemerke ich noch, daß Karl der Einfältige einen gestickten Ridicule, mit goldenen Muscheln trägt, eben wie sie vor zwei Jahren Mode waren. Zwei Bilder von Franz dem Ersten sind von wirklichem Interesse, mit weniger Kälte dargestellt als die andern, das eine stellt ihn als Jüngling vor, das andere als funfzigjährigen Mann. Im Ganzen ist die Miniatur der Köpfe zwar von großer Feinheit und sauberer und löblicher Ausführung, jedoch von sehr unbelebtem Ausdruck, und wenn man gleich dem Farbenton und der Sauberkeit der Kleinigkeiten in den Gewändern ein gebührendes Lob ertheilen muß, so ist doch die schlechte steife Zeichnung der Stellungen, und die Erbärmlichkeit der Hände und Füße nicht genug zu tadeln. Die Figuren alle sind mit Arabesken und Grotesken umgeben, im Italiänischen Geschmacke, und ich glaube überhaupt, die Farbe und Behandlung der Italiäner in diesen Bildern zu erkennen, jedoch ist nichts darinn von der seelenvolle Grazie und Leichtigkeit belebt, welche die Tändeleien in Italiänischen Malereien jener Zeit so lieblich und verführerisch macht.

XIV.

Etwas über die Mythologie der Indianer.

(Aus Indischen Sanskrit-Manuscripten der J. Bibliothek ausgezogen. *)

Wie die Griechische Mythologie stellt die Indianische die ganze Natur beseelt von der Gottheit vor; die Luft, die Gewässer, die Erde haben Gottheiten; liebliche Nymphen sind es, deren Urnen die Flüsse entrieseln. Jede Jahrszeit hat das ihr eigne Symbol, jede Leidenschaft der Seele ein charakteristisches Attribut.

Cama der Liebesgott wurde Anfangs in der Gestalt eines schönen Knabens vorgestellt, aber nachher wurde ihm seine körperliche Gestalt benommen, weil seine verwegnen Pfeile Mahadeva verwundet hatten. Erzürnt lies der Gott der Zerstörung aus seinen Augen eine Flamme springen, die den Liebesgott verzehrte; dennoch rührt ihn das Leid und das Flehen der weinenden Reti, seiner Gemahlin, und er gab ihrem Gatten das Daseyn zurück, aber

*) Ich danke diese noch ungedruckte Notiz des gelehrten A. Hamilton der Güte des Hrn. Chezi. Sie ist für ein Werk des Hrn. Chezi bestimmt, welches in Kurzem erscheint und den Liebhabern orientalischer Schönheiten ein willkommenes Geschenk seyn wird.

er verwandelte ihn in ein unkörperliches Wesen, wodurch Mahadevas Milde bei der wollüstigen Reti viel von ihrem Werthe verlor. Dies ist der Ursprung der Namen Ananga (unkörperlich) und Smara (Gedächtniß) welche dem Cama von Dichtern beigelegt werden.

Vassanta (der Genius des Frühlings) ist des Liebesgottes treuer Gefährte. In einer Episode des Brahmà Pourana steht, daß Indra, König von Deva, bestürzt und ängstlich über die Macht, welche der Eremit Candou durch seine große Frömmigkeit erlangte, den Entschluß faßte, diesen heiligen Anachoreten um den Preis seiner Tugend zu bringen. Er erwählte zur Vollziehung dieses Anschlags die schöne Premnothi, eine der himmlischen Apsaras, welche dasselbe Amt der schwarzäugigen Houris in Mahomeds Paradiese verwalten. — Geh, sagte Indra zu ihr, und mache die Buße des Einsiedlers Candou zu nichte. — König von Deva, antwortete Premnothi, ich bitte dich, du wollest meine Unerfahrenheit, und Candous große Macht bedenken. So wie er nur meinen Auftrag argwohnt, oder entdeckt wer ich bin, wird er mich von des Paradieses Schoos stürzen, und in den Leib irgend eines schlechten Thieres bannen, wo mich meine Verwegenheit zu spät gereuen wird. Ist denn nicht Indras Hof mit tausend Nymphen geschmückt, die schöner sind als ich? Siehe die himmlischen Reize, mit denen Ourvasi glänzt wie eine frische Blume! Die Götter selber können Menaka nicht ohne Rührung sehen; Remphas wollustathmende Gestalt erweckt süßes Verlangen.... Nein, sagt Indra,

du bist es, die ich erwählt, aber Cama, Vassanta und Vayon (Gott der Winde) sollen dich geleiten.

Candous Einsiedelei lag am Blumenrande des Flusses Gomati, in einem seligen Hain, wo sich der fromme Hermit der tiefen Betrachtung hingab. Hier wurde er von Indras himmlischen Gesandten überrascht. Vassantas Gebot hieß alsbald alle Reize des Frühlings aufleben, und der duftende Busen der Blumen erschloß sich in tausend wechselnden Farben. Alle Vögel hauchten in melodischen Tönen die seligsten Liebesseufzer aus. Der trauernde Kokila flatternd von Zweige zu Zweige, rief die holde Gefährtin, und in den Schatten der Waldung hüpfte die gaukelnde Antelope über den Blumenteppich hin.

So mußten die Seligkeiten des Frühlings an Candous Herz dringen und es erweichen; noch kämpft er ermattet mit seinem Zauber, als Kama's Hand aus dem Blumenbogen einen tödlichen Pfeil auf ihn schnellt. Die süßesten Töne erschallen, und locken Candous Blicke nach ihrer Quelle; da sieht er die schönste Nymphe die Blumensträuche berauben, die seine Einsiedelei umgeben; ein leichtes Gewand, das sie nur halb verschleiert, flattert zerstört bei Vayous liebkosendem Hauch, und enthüllt die seligsten Reize.

Die Götter indeß lauschten versteckt in einem Laubgewölbe auf den Ausgang ihres Unternehmens. Da sie nun sahen, daß Candou nach einem kurzen Gespräch mit

Premnotschi, sie in das tiefste Gehölz führte, merkten sie wohl, daß seine Tugend dahin sey, und kehrten zu Indra zurück.

Die Gopi sind Nymphen von einem höhern Range. Sie waren für Visnous Paradies bestimmt, und bewohnten bis zur Inkarnation dieses Gottes den Leib des Crisna. Seitdem werden sie als Schäferinnen in Vriadavans Ebenen vorgestellt. Ganga (der Ganges) war sonst eine Gopi, sie wurde durch die Eifersucht der Radha, Visnous Gattin, in einen Fluß verwandelt. Diese Rhada, eine eifersüchtige zornige Gattin, hat viel Aehnlichkeit mit Homers Juno; man ersieht es deutlich aus der Stelle des Brahmà vaïvartica Pourana, wo sie folgendermaaßen den Visnou anredet:

Sage mir, Herr der Schöpfung, wer ist diese Nymphe, deren Schleier die schuldige Glut der Wangen zu verbergen bemüht ist; deren Augen voll Verlangen sich auf dich richten? Damals schon, als ich dein Einverständniß mit der Gopi Viradja entdeckte, wußtest du sie meiner Rache zu entziehen, und verwandeltest sie in den Fluß, der Elisiums blumenreiche Triften wässert. Mußtest du nicht einst dich in der Gestalt eines vierfüßigen Thieres verbergen, um meiner Wuth zu entweichen, da ich dich überfiel in den Armen der Gopi Sobha? Zu dem Globus des Mondes flüchtete sich ihr Geist, und der Jungfrauen zarte Wangen, die glänzende Stirn der Herrscher, die Blumen und Metalle eigneten sich die körperlichen Elemente ihres

Wesens an, und ihr Glanz wurde höher. Noch vor Kurzem sah ich, wie du der ehelichen Treue am Busen der Gopi Ksiama spotten konntest: wie warst du nicht, da dich meine Gegenwart überraschte, in größter Verwirrung bemüht, deinen zerstreuten Schmuck zu sammeln, deine Leier, dein Blumenhalsband, und deine Perlenkrone? Doch auch diese Nebenbuhlerin entgieng mir, sie verschwand, und die zergangenen Elemente ihres Wesens wurden den Einsiedlern zu Theil, und den Weisen — — —!

Aus dieser Episode ist zu erkennen, daß die Gopi allegorische Personen sind, die mit den Musen der Griechen keine Analogie haben. Auch habe ich nichts in den Manuscripten gefunden, wodurch bewiesen würde, daß es ihrer neun giebt. So glaube ich denn, daß der berühmte Jones sich einzig auf die Aehnlichkeit des Crisna, mit dem Apollo, der Admetus Heerden weidet, gestützt hat, wenn er diese Nymphen mit den Musen vergleicht.

XV.

Das Kupferstich-Kabinet

bei der Imperial-Bibliothek.

Noch bleibt uns bei der Imperialbibliothek das Kupferstich-Kabinet, die reichste Sammlung dieser Art, welche es giebt. Es sind hier nicht sowohl die vorzüglichsten Werke bekannter großer Meister, als auch Originalzeichnungen, und Gemälde in Wasserfarbe, von großem Interesse. Diese werden zwar nur auf Vergünstigung, denjenigen gezeigt, die als wirkliche Freunde der Kunst bekannt sind, denn das gewöhnliche Publikum, sowohl Einheimische als auch Fremde, geht mit den Kunstsachen etwas barbarisch um. So z. B. ist die vortrefliche Sammlung vom Mark-Anton erbärmlich zugerichtet, und in manchen Werken sind Blätter von großem Werthe entwendet worden, so sorgfältig sie auch bewacht werden. Aus Mangel an Raum muß ich dies Kabinet für den zweiten Theil aufbewahren, dessen verdienstvollen Konservateurs ich die genaueste Bekanntschaft mit seinen Schätzen danke.

Diese Humanität, diese zuvorkommende Güte, mit welcher die Vorsteher der hiesigen öffentlichen Anstalten auch den Wünschen der Fremden zuvorkommen, das liebenswürdige Zutrauen, mit welchem oft die schätzbarsten Sachen

mir zur Durchsicht gegeben worden, ist nicht genug zu erkennen. Allerdings gehören Kunstwerke der ganzen Welt an, aber wo ist der Ort, wo der Zutritt zu denselben auf eine so bequeme und liebenswürdige Weise erleichtert wird? Der Genuß dieser Schätze ist vom Besitz so wenig verschieden, daß einem der Besitz nicht einmal wünschenswerth dünkt.

XVI.

Pius der Siebente in Paris.

Die Erscheinung einer so hohen Person, eines Statthalters Christi in Frankreich war das Siegel der Vollendung der großen That des Kaisers, das Volk wieder in die Arme der Religion zu führen. Wie Karl der Große, hat Bonaparte das Christenthum einem Volke gegeben, und die Schwierigkeiten waren größer, denn da wo Karl der Große eine heidnische Nation erleuchten und bekehren ließ, mußte Napoléon die Lizenz und die Vorurtheile eines abtrünnigen Volkes bekämpfen, das den Haß und die blinde Wuth gegen Religion und Priester fast mit der Muttermilch eingesogen. Auch wäre eine solche That unmöglich gewesen, wenn nicht ein Theil des Volkes große und würdige Gesinnungen durch alle Stürme hindurch gerettet hätte.

Die

Die Anwesenheit des H. Vaters hat manche tiefe Rührung, manches fromme Nachdenken veranlaßt; überall gab ihm das Volk öffentliche Beweise von Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe, und dieselben Menschen, die noch vor Kurzem nichts für ihren Spott zu heilig hielten, beugten ehrerbietig vor ihm die Knie, und erflehten seinen Seegen.

Bei all der Hoheit seiner Würde, möchten diese Wirkungen nicht erfolgt seyn, wenn nicht der h. Vater durch seinen eigenen Werth einen so tiefen Eindruck auf das Volk gemacht hätte. Sein ganzes Wesen ist Milde, Weisheit, Schlichtheit, seine Würde so schön verwebt mit christlicher Demuth, sein Leben so einfach und streng, so ganz im eignen Sinn des Wortes christlich und geistlich, und seine Duldung so liebevoll, daß auch der roheste Mensch von dieser Erscheinung ergriffen werden muß. Der h. Vater weihte die Tempel ein, las Messe und gab den Seegen. Nirgends erschien er mit dem Uebermuth eines stolzen Prälaten, sondern überall als ein geliebtes Bild seines göttlichen Vorbildes.

Auch die Künste und Wissenschaften hatten sich seiner Theilnahme zu erfreuen; er trägt viel Liebe zur Kunst, und ihm verdankt sie gewiß in Zukunft in Rom eine zweite schöne Blüte, wovon er seit Kurzem schon manchen rühmlichen Beweis gegeben. Hier besuchte er alle öffentliche Anstalten und Kunstsammlungen, und hinterließ in allen Herzen ein Andenken, das seiner würdig ist.

Wohin er auch sich begab, strömte ihm die Menge entgegen, und bat um seinen Seegen. Dieser Zulauf hatte keine müßige Neugierde zum Grunde, sondern die wahre Ehrfurcht und Zuneigung, die sein Ruf einflößte, und die bei seinem Anblick zur Rührung wurde.

Einst, da er einer Menge Volks den Seegen austheilte, sah er einen Mann die Achseln zucken und sich höhnisch wegwenden, statt wie die andern niederzuknieen, und seinen Ring zu küssen. Der Pabst gieng stillschweigend an ihm vorüber, und als er wieder zurück durch dieselbe Reihe kam, wandte er sich zu ihm und sagte ihm mit sanfter Stimme: Von welcher Religion Sie auch seyn mögen, der Seegen eines Greises konnte Ihnen nicht schädlich seyn (Monsieur de quelle religion que vous soyés, la benediction d'un vieillard n'auroit pu vous faire du tort); der Mann fiel ihm beschämt zu Füßen. Der h. Vater sah es gern, wenn man ihm Kinder zuführte, und liebkoste sie mit väterlicher Milde. Es war leicht Zutritt bei ihm zu haben, nur dann war er nicht zufrieden, und sein freundlich sanfter Blick wurde finster, wenn Personen, die zu ihm geführt wurden, in theatralische Demonstrationen ausbrachen, wie ich selbst gesehen, daß es geschah. Da sein ganzes Wesen Demuth und Milde ist, so war ihm alle Affektation zuwider; es war ihm am wohlsten, wenn er sich wie ein Vater unter guten Kindern fühlen konnte, die sich seines Anblicks freuen, und seiner Zuneigung gewiß sind.

XVII.

Kunstkabinette in Privathäusern.

1.

Kabinet von Lucian Bonaparte.

Den ersten Rang unter den Privatgallerien behauptet die Gallerie Lucian Bonaparte's. Sie ist immer noch in Paris. Meine Freunde und ich hatten das Vergnügen, sie zu sehen, da ihr Besitzer selbst noch hier war, und wir wurden angenehm durch die zuvorkommende Güte überrascht, mit welcher er uns einlud, sie oft zu besuchen. Wir fanden ihn mit seinen schönen Kindern in traulichen Unterhaltungen und väterlichen Liebkosungen, oder im Gespräche mit ausgezeichneten Künstlern und Gelehrten. Nie ließ er sich durch unsere Ankunft stören, vielmehr schien er uns gern zu sehen, befrug uns über die Gemäldegallerien in Dresden, Düsseldorf und Wien, und zeigte uns seine Lieblingsgemälde. Sein Gespräch war um so anziehender, da sich darin weder die Suffisance eines vornehmen Kunstbeschützers, noch die Anmaaßungen eines pedantischen Kenners zeigten. Lucian Bonaparte hat eine wahre Liebe zur Kunst, ein sehr gebildetes Auge, und er drückt sich über solche Gegenstände mit unbefangener Freimüthigkeit aus.

Die Gallerie ist in die Säle und Zimmer des untern Stockwerkes vertheilt. Der erste Saal ist von oben erleuchtet, und für Französische Kunstwerke bestimmt. Poussin, Lesueur und andere der besten Meister der alten Französischen Schule, sind hier in einigen schönen Werken zu erkennen. Von Lesueur sah ich eine knieende Frau mit zwei todten Kindern. Sie hält ein Kruzifix, und ist mit einem grauen Schleier schön drapirt, in der simpeln Lieblichkeit, die dem Lesueur eigen ist. Von neuen Gemälden fand ich David's Belisarius und den Markus Sextus von Guerin, den Ikarus von Landon, und mehrere, die mich minder anzogen. Dieser Saal zählt an hundert Gemälde. Unter den Landschaften fand ich zwei herrliche von Claude Lorrain, und Fraskatelli, eins der geschätztesten Gemälde von Vernet. Auch hängt im Französischen Saal ein Salvator Rosa. Der eine Claude Lorrain, vier Fuß hoch, stellt eine Abendröthe vor, auf Italiänischer Gegend glühend. Im Vordergrunde eine hohe majestätische Baumgruppe, die, dunkel gehalten auf den glühenden Horizont geheimnißvolle Melancholie einflößet. Unter dem Schatten der Waldung Felsen, Buschwerk, und eine Brücke von Baumstämmen über den reißenden Strom. In fernster Ferne der Wiederglanz des Abendlichtes im Strome, dessen helle Arme durch die ganze Landschaft sich verbreiten. Man wußte uns die Gegend nicht zu nennen, eben so wenig die zweite, wo sich die ruhige Ansicht eines sanften Frühlingshimmels über eine heitere Flur mit Bäumen und Hütten verbreitet. Es ist der Himmel selbst, luftiger und heller kann man ihn nicht sehen.

Vom Salvator Rosa ist hier der Fischzug des h. Petrus, wo die Figuren freilich nur Nebensache sind. Dafür ist die wilde Felsengegend herrlich, und der lichte blaue Himmel voll Silberwolken über ihr glänzend.

Der folgende Saal enthält vorzügliche Meisterwerke aus der Venezianischen und Spanischen Schule, als Murillo, Alonzo Canno, Velasquez, Vibesa, Sophonisbe u. a., und unter den Venezianern drei Tiziane, einen Tintoretto und eine Judith von einem unbekannten Venezianer, sie wird dem M. A. Caravaggio zugeschrieben, wie man schließen kann, mit Unrecht, da nicht sowohl die Farbe ganz Venezianisch ist, als auch der Charakter der Zeichnung.

Von Murillo ein vorzüglich geschätztes und höchst vollendetes Gemälde, der Inspirirte genannt. Ein Mann von reifen Jahren in schwarzer Kleidung schaut auf von seinem Buche; auf seiner Stirn schwebt der Glanz der Begeisterung; das Gemach ist erfüllt mit einem goldigen Duft und Schimmer, im Hintergrunde ist eine Erscheinung im Verschwinden. — Sollte es Petrarka seyn, von seinen Himmelsfreunden besucht? Es fehlt zu dieser Auslegung wohl der Lorbeerkranz, aber nicht der tiefe Geist der Poesie, der Liebe, und des Schmerzes in dem herrlichen Kopfe.

Von demselben Künstler eine Heilige von einer Glorie umgeben, die mit gefaltenen Händen gen Himmel schaut. Ein göttlich schönes und reines Antlitz! Diese zwei Bil-

der sind ächte Murillos, ihr Ursprung ist nicht zweideutig, wie der von den Murillos auf dem Musäum Napoléon, und ich möchte nach diesen zwei Werken auf den Geist des Meisters schließen, und ihn einen idealisirten Rembrandt nennen. Noch sind hier zwei Bilder von ihm, ein Spanisches Mädchen und eine wunderbare kleine Komposition: ein schöner blühender Knabe, schlafend vor einem Buche, das von Würmern halb zernagt ist, und auf welchem ein Todtenkopf liegt. Lucian Bonaparte wollte dies Bild zertheilen lassen, um den schönen Knaben ohne die Störung der schauerhaften Umgebung zu sehen; doch er besann sich, und ließ das Bild wie es ist, aus Achtung vor der Intention des Künstlers.

Von Velasquez eine heilige Familie, ein Apostelkopf u. e. a.

Von Alonzo Canno ein heiliger Petrus in Ketten, mit dem Engel; ein Hieronimus vor einer schönen Madonna in Wolken.

Die Tiziane sind von großer Schönheit; die Rückkehr des verlornen Sohnes, ein Ecce Homo, die Skizze zu dem treflichen Gemälde aus dem Lateran, welches jetzt das Musäum Napoléon besitzt: St. Dominichinos Marter und zwei Gemälde, ganze Figuren in verjüngtem Maaßstabe: Christus und Paulus, zwei der Jugendbilder dieses Künstlers. Von Ribera (Spagnoletto) eine Kreuzesabnehmung, ein großes schönes Stück, welches jedoch in der

Farbe sehr geschwächt worden, weil man es scharf putzen mußte. Von der berühmten Spanierinn Sophonisbe, (nach meinem Gefühl die einzige Frau, die man wirklich eine Malerin nennen kann) — eine Schachpartie. Eine Alte spielt mit einem jungen Mädchen, zwei Kinder sehen zu. Man kann nichts sehen, das reiner und ernster aus der Natur gegriffen wäre. Der vortreflichen Zeichnung und Anordnung der Gruppe, und der angenehmen Wahrheit des Kolorits nicht zu gedenken, ist dies Bild anziehend durch den Geist, der es beseelt. Die Köpfe sind individuell, bedachtsam, lieblich, ernst und mild, je nach der Beschaffenheit des Alters und der Handlung der Personen. Auf dem Antlitz des jungen Mädchens ist das heitere Denken des jugendlichen Sinnes, das sich ganz auf die Gegenwart beschränkt, und in ihr das ganze Daseyn zu umfassen wähnt. Die hellen klugen Augen blicken unschuldig vor sich hin, als könnten sie nur Freude erblicken. Von Tintoretto eine Kreuzesabnehmung von schöner Komposition, gutem Lichteffect, und vortreflicher Zeichnung.

Von Luca Giordano, dem bekannten fa presto nämlich, eins seiner besten Stücke: eine Anbetung der h. drei Könige.

Ein anderer Saal enthält ein Quodlibet von historischen Stücken, im verjüngten Maaßstabe von verschiedenen Meistern der alten und neuern Italiänischen Schule. Ich erinnere mich daraus folgender: Eine vortrefliche Kreuzesabnehmung von Giorgioni. Ein Pharao im

rothen Meer von Julio Romano, zwei Parmeginino. Auch eine Kopie aus der alten Zeit von den Musikern des Giorgioni. Eine schöne heilige Familie von Giovanni Bellini.

Diesem Saale folgt die Flamändische Gallerie. Die Hauptwand voller Gemälde von berühmten Niederländern wird vorzüglich auffallend durch eine große Kreuzesabnehmung von Krayer, aus Antwerpen. Auch ein Portrait von Holbein ist hier. Eine Landschaft von Paul Potter, drei vortrefliche Wouvermanns, einige Berghem, Both u. a. berühmte Landschaftmaler, eine Familienfestlichkeit von Rubens, die vier Jahreszeiten von Sammet-Breughel, und wohl noch sechszig andere auserlesene Gemälde schmücken diesen Saal. Zu zwei Gemälden, ein Christuskopf und ein Diogenes konnten wir den Meister nicht erfahren. Beide sind sehr schön; der Greis Diogenes ist umgeben von Kind, Jüngling, Mann und uraltem Manne; seine Hand, welche die Laterne hält, scheint in der Bewegung noch zu suchen, aber sein Blick hat schon gefunden. Er heftet sich auf den schönen blonden Knaben, der unschuldig zu ihm hinaufschaut. Man sieht, daß der Künstler nicht sowohl in dieser Gruppe den Diogenes darstellen wollen, als vielmehr die Stufen des Menschenalters.

Auch die berühmte Sybille von Teniers ist im Originale hier.

Nun kommt der große letzte Saal, die eigentliche Gallerie, wo die vorzüglichsten Italiäner vereinigt sind. Vier Gemälde von Raphael schmücken ihn, ein Perugino, ein Allori, ein Correggio, drei Leonardo da Vinci, ein Paul Veronese, ein Giulio Romano, zwei Andrea del Sarto, und noch eine Menge anderer Meister. Von Annibal Carraccio ist ein vorzüglich geschätztes Bild hier: der Engel mit den Frauen am Grabe des Erlösers, nach David's Ausspruch der beste A. Carraccio, der sich in Frankreich befindet. Aus dieser Schule fanden wir mehrere Domenichino und Guido Reni. Von Paduanino eine schöne sitzende Venus. Von Trevisani eine Magdalena, die sich geißelt. Von Daniel von Volterra eine Kreuzesabnehmung nach Michel Angelos Zeichnung. Von Carlo Dolce zwei Brustbilder von Heiligen. Von Michel Angelo Caravaggio, eine Samaritanerin am Brunnen, eins der Gemälde, in welchem dieser Meister nach dem Edeln, und der schönen Form gestrebt hat, und worin er die reiche und üppige Farbenwahl mit Anmuth vermählte. Von unbekannten Meistern ein schöner Sapphokopf, und ein Heiligenbild aus Spanien, die beide zur Italiänischeu Schule gerechnet werden.

An der Hauptwand fällt sogleich die Venus von Allori auf, in übermenschlicher Größe; sie ruht dem Vorgrunde ganz zugewandt mit Gesicht und Körper; hinter ihr neigt ein Amor sich ihrem Haupte zu. Beide schön von Form und kräftiger Ausführung. Auch die Anordnung des Gemäldes ist schön. Im Vorgrund wölbt sich ein Vorhang,

frei und wohlgeworfen, und im Hintergrunde ist eine reiche Perspektive der Landschaft mit Gebirgen, Tempel, Gewässern und Waldung.

Von Michel Angelo Buonarotti, das einzige unzweifelhafte Gemälde, das Frankreich besitzt, und zu welchem ich auf der Imperialbibliothek sechs Kupferstiche aus der alten Zeit alle mit Veränderungen gefunden habe. Christus ist am Kreuze, ihm zur Seite stehen Johannes und Maria. Johannes in Verzweiflung und tiefem Schmerz, Maria bewußtvoll, erhaben und beruhigt. In den blau und roth leuchtenden Wolken zwei Figuren, die ich nicht errathen konnte. Das Ganze, obwohl im verjüngten Maaßstabe, vom gigantischen und tiefen Geiste dieses Meisters belebt.

Von Julio Romano das vortrefliche Bildniß des Kardinal Bembo. Von Andrea del Sarto ein sehr geschätztes Gemälde, Leda, mit ihren zwei Kindern, und eine h. Familie. Von Leonardo da Vinci das schöne Bildniß Franz des Ersten, und eine Frau in grünem Gewande, mit einem Balsamgefäß in der Hand. Dann die berühmte Gruppe der Eitelkeit und Einfalt, in welcher sich in der Gestalt der Eitelkeit die Züge der Gioconda oder Monna Lisa wieder finden. Dies herrliche Gemälde könnte lange mit Genuß studirt werden, es bleibt einem immer neu. Von Pietro Perugino ein Bischoff im Ornat. Von Sanzio Raffael ein Gott Vater in Wolken, die Welt in den Händen; das Bildniß des Francesko

Penno, recht con Amore gemalt. Aus Spanien die Madonna del Candelabro; sie hält das Christkind im Arm, und ist von Engeln umgeben, die ihr leuchten. Dann in einer hellen Landschaft noch eine Madonna, der knieende Johannes neben ihr, und Christus schlafend. Sie hebt von Christus einen Flor auf. Diese Idee sah ich nun zum drittenmal von Raphael behandelt, sie ist ihm ohne Zweifel ausschließend reizend gewesen. Auch hat er überall in den schlafenden Knaben, in die mütterliche Sorgfalt der Madonna, in die rührende Anbetung des Johannes einen neuen Reiz und Zauber zu legen gewußt, und alle seine Kunst und Seele darauf verwandt.

Eine Anekdote, die Lucian Bonaparte's Herzen Ehre macht, mag ihre Stelle hier finden; ich verdanke sie der Madame Fanny Beauharnois. Der Herzog von Luines wurde zu Lucian zum Essen eingeladen; er besah vor der Tafel die Gallerie und wußte seine Bewegung nicht zu verbergen, als er ein Gemälde erkannte, welches ihm gehört hatte. Als der Herzog zu Hause kam, fand er dies Gemälde, welches Lucian heimlich während der Tafel transportiren lassen, damit er angenehm überrascht würde.

2.

Kabinet des Baron's van Hoorn.

Diese in ihrer Art einzige Sammlung ist von großem Interesse für den Kenner, und auch für den bloßen Liebhaber nicht ohne Reiz, der die Gegenstände ohne Sachkenntniß betrachtet, schon zufrieden, wenn er die Spur der Schönheit darin entdecken kann. So gieng es mir, und ich theile getreulich aus meinem Gedächtniß mit, was ich behalten.

Der Baron van Hoorn beschäftigt sich einzig mit Sammlung seltner Kunstsachen, und läßt sich weder Mühe noch Zeit, noch Kosten verdrießen. Er ist nicht mehr jung, und kränklich; doch wenn Freunde und Fremde ihn besuchen, macht er sich ein Vergnügen daraus, ihnen alles zu zeigen und zu erklären. Wenn es sich trifft, daß er krank ist, so giebt er zum Begleiter durch die vielen und großen Säle einen lebendigen Katalog, seinen Kammerdiener. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, mich von einem Gelehrten einführen zu lassen, ihm gehört alles gelehrte in dieser Notiz.

Ein Jupiter Serapis von grünem Basalt aus dem Vatikan, ist ein herrliches Monument des Alterthums, wegen des edeln und strengen Styls. Dieser Kopf wurde dem Direktorium von der Armee zugeschickt, wo ihn der

Baron van Hoorn kaufte. Ein Kopf von Bronze mit silbernen Augen, wird für einen Herkules gehalten.

Ein Faun, Büste von Rosso antico.

Ein Kopf von Bronze, von dem zu schließen ist, daß er ehedem zu Orakeln gedient habe.

Vier große Vasen mit Basreliefs von weißem Marmor in schöner Form; eine derselben trägt eine Inschrift.

Eine große Urne von antikem grünen Basalt, und ungewöhnlicher Form.

Eine Colonna rostrata von Porphyr.

Zwei herrliche Säulen von Nero antico.

Ein Wachsabguß von den berühmten Tänzerinnen aus der Villa Pinienna. Dieser Wachsabguß ist aus einem Stücke, und nachgemeiselt; es ist eine selten gelungene Arbeit, und die das Original wohl ersetzen kann. Diese Gruppe ist eine der lieblichsten und reizendsten des Alterthums. Andrea Mantegna und Giulio Romano haben sie zu ihren tanzenden Musen benutzt.

Eine Menge schöner Säulen, Vasen, Tische u. a. d. von Porphyr und anderen kostbaren Massen.

Ein Saal ist ganz mit den berühmten Meubeln von Boule verziert, die von schwarzem Ebenholz mit weißen und goldenen Inkrustirungen und von der seltensten Arbeit sind.

Unter den geschnittenen Steinen ließ man mich vorzugsweise folgende bemerken:

Einen Isiskopf, in einen Onix-Sardonix geschnitten; von der wundersamsten und künstlich feinsten Arbeit.

Ein hohl eingeschnittener Medusenkopf, der zu den schönsten geschnittenen Steinen der Griechen gerechnet werden kann. Das hohe Griechische Ideal der Züge, und in ihnen der Ausdruck der tiefsten Wehmuth.

Ein hetruskischer Stein mit einer Inschrift.

Eine Leda mit dem Namen des Künstlers, bekanntlich ein Werk des Ritters Costanzi. —

Ein Amor, der einen Pfeil abschießt, im Altgriechischen Styl.

Ein Minervakopf, in Amethist, erhabene Arbeit, ein Werk von großer Schönheit.

Noch ein Minervenkopf, in antiker Münzpaste, im schönsten Styl.

Dies ist was ich vorzugsweise aus einer Sammlung von mehr als hundert geschnittenen Steinen bemerke. Man kann sie alle in Millin's Werken finden.

Einige große Schränke sind angefüllt mit Dosen von den kostbarsten Massen, wie auch mit Kelchen, Schaalen und andern Gefäßen, von Achat, Sardonix, Porphyr, Karniol, Kalcedon's, Lapis Lazuli u. a. m.

Einige dreißig Griechische gemalte Vasen.

Ein Kabinet voll Miniaturgemälde auf Lapis Lazuli, Achat, Amethist und anderen Steinen ist merkwürdig und anziehend, wegen der Kostbarkeit der Massen, und ihrer sinnreichen Anwendung zum Hintergrund der Gemälde.

Unter den Gemälden fanden wir verschiedene Originale von Tizian, Ribera, Albano, Philipp Champagne. Den Kennern und Liebhabern der alten nördlichen Schulen gewähren hier einige Johann van Eyk, Lucas Cranach, Albrecht Dürer, Hans Holbein, Hans von Brüssel, eine angenehme Ueberraschung.

Diese Sammlung enthält vom trefflichen Albrecht Dürer Werke dreierlei Gattung: Gemälde, Kupferplatte und Drechselwerk. Die Kupferplatte stellt ein Abendmahl Christi vor, wunderfein auf Silber gestochen. Es war mir rührend und angenehm, diese mannichfaltigen Werke von den Händen des fleißigen Meisters vereinigt zu sehen, und ich freute mich zu finden, daß sie eins der liebsten Eigenthümer des kunstliebenden Besitzers dieser Sammlung sind.

3.

Kabinet des H. Collot.

In den reichen Zimmern des Hotels sind verschiedene Werke von Italiänischen Meistern befindlich. Im Sallon fällt sogleich beim Eintritt ein Gemälde in die Augen, vier Fuß hoch, eine Herodiade vorstellend. Dies Gemälde ist angeblich von Leonardo da Vinci; es ließe sich vieles dafür und dawider sagen. Rechter Hand zeigt sich die Fürstin, eine junge Brunette, mit grünem Laubwerke gekränzt und festlich geschmückt. Sie schaut aus dem Gemälde heraus, und empfängt das Haupt Johannes des Täufers, welches der Henker ihr überreicht. Nun ist zwar in der Schwärze des Grundes und im Helldunkel der Gestalten etwas das von Leonardo's Manier zeugt, und im Gesicht der Herodias ist eine Familienähnlichkeit mit den andern Frauengesichtern von diesem Meister sichtbar; doch fehlt überall der Geist der Reinheit, der Grazie und Feinheit, der diesem Meister so ausschließend eigen ist, daß man auch eine Fingerspitze in einem Leonardischen Gemälde erkennen möchte, wenn auch sonst das Gemälde verdeckt wäre. Hier ist die Zeichnung unedel, flach; unbestimmt in den Umrissen; und die Köpfe sind ohne Charakter und Ausdruck.

Eine heilige Familie von Andrea del Sarto, in seinem besten Geiste, und mit vieler Anmuth componirt, auch

auch in seinem besten Kolorit. Eine Wiederkunft des verlohrnen Sohnes, angeblich von Tizian, und ohne alle Ursache diesem Meister zugeschrieben; einige Albani und Guido Reni füllen die Wände des Sallons.

Im Schlafzimmer des Besitzers eine Gruppe in verjüngtem Maaßstabe von Murillo, aus der biblischen Geschichte, dann eine heilige Margaretha von Guido Reni, diesmal nur an den Vorzügen des Guido für sein Werk erkennbar, nämlich an einer schönen Klarheit und sanften Farbenverschmelzung, sonst aber von allen seinen Fehlern frei; eine der edelsten, reinsten und seelenvollsten Gestalten, welche die Malerei aufzuweisen hat.

Im Billardzimmer eine Menge merkwürdiger Skizzen von Rubens.

4.

Lustschloß und Kunstsachen des H. Sommariva in Epinay.

Eine glänzende und zahlreiche Gesellschaft hatte eine Lustparthie nach Epinay veranstaltet, ich wurde dazu eingeladen, und wußte nicht einmal wo man speisen würde. Es wurde vor einem schönen Landschlosse abgestiegen, in der Nähe des Wassers, dessen Terrasse voll hoher Orangen und Granatenbäume und sonstige Umgebungen, von Ele-

ganz und Geschmack zeugten. Der Besitzer Hr. Sommariva, bekannt durch die wichtige Stelle, die er in seinem Vaterlande bekleidet, so wie durch seine Kunstliebhaberei, empfieng uns auf das artigste. Nach einem glänzenden Diner zeigte er uns das obere Stockwerk des Schlosses, wo seine Gemälde und Kameen sich befinden.

Herr Sommariva lebt wechselsweis in Italien und in Paris. In der Nähe dieser Hauptstadt konnte er keine romantischere Gegend wählen als Epinay. Die Fenster seines Schlosses haben die Aussicht auf fünf Meilen in die Runde; St. Denis, Montmorency, und die andern umliegenden Dörfer bieten sich überall in schöner Perspektive und malerischen Gesichtspunkten dar. Die Gegend voll Hügel, Waldung und Wiesen, durch welche der Strom sich schlängelt, die Thurmspitzen aus der Ferne gewähren die angenehmste Abwechselung.

In der Einrichtung des Schlosses zeigt sich überall die sinnreiche Ueppigkeit des Italiäners. Ueberall Wechsel, Eleganz, angenehme Ueberraschung und Harmonie; in allem, selbst in den kostbarsten Massen ein Anstrich von Simplizität, der ein Landhaus charakterisirt. Wir wurden in das Schlafzimmer geführt, wo wir an der Seitenwand in einer alkovenartigen Vertiefung das geschmackvolle Bett stehen sahen; indem wir es noch betrachteten, geschah ein Geräusch, der Hintergrund des Alkovens verschwand, und statt seiner erblickten wir den köstlichsten Gesichtspunkt der umliegenden Gegend, durch ein hohes Fenster mit einer

einzigen Kristallscheibe versehen, und mit einem Blumenbret geschmückt. Auf diese Weise kann der Besitzer aus seinem Bett fünf Meilen weit schauen, und wie jemand scherzend sagte, alle Morgen eine Augenreise machen.

Die eigentliche Kunstsammlung des Hrn. Sommariva befindet sich in Italien, doch sind die Fragmente die er hieherkommen ließ, interessant genug. Ich sage Dir wenig von den schönen Kameen, und den antiken Steinen sowohl, als von denen von Pichler und den Milanesern. Einige darunter sind vom ersten Werth, und unter den modernen sind ganz vortreffliche Köpfe des Kaisers Napoleon und seiner Gemahlin. An Dosen von reichen Massen ist Sommariva noch weit reicher als der Baron von Hoorn; einige davon sind von unschätzbarem Werth der Masse, und sehr schöner Fassung und Form.

Unter den Gemälden fand ich nur eins, das mich recht eigentlich angezogen, ich spreche nachher davon. Einige Köpfe von Andrea Mantegna sind merkwürdig durch die Seltenheit, hier in Paris Mantegna's zu finden. Ein Christus, das Kreuz tragend, von Hannibal Carracci in verjüngtem Maaßstabe, kann zu den schönsten dieses Meisters gerechnet werden, auch die Landschaft des Hintergrundes ist schön. Ein Madonnenbild von Carlo Dolci ist ganz in der sanften Wehmuth hingemalt, die diesen Meister so liebenswürdig macht. Bei einem badenden Mädchen von einem mir entfallenen und seltnen Meister, sind die Fleischmassen mit der größten Wahrheit und

lieblichsten Zartheit behandelt, die Formen des Oberleibes sind nicht schön, Arme, Hüften und Beine aber um desto bewundrungswürdiger; man sieht das Blut in den Adern rinnen. Einen Amor und Psyche von Guido Reni würde ich nie dafür gehalten haben, weil viel schwarze Masse und heller Lichteffekt darin ist. In süßem Anschauen verloren, die Lampe in der zitternden Hand, beugt sich die Liebende über den Gott, in anmuthiger Stellung. Beide sind von schöner Form, und Bestimmtheit der Umrisse.

Ein Carlo Cignani von Werth. Ein Knabe, der liebkosend zu einem Greise hinaufschaut. Die Farben sind unübertrefflich schön behandelt, und der Kontrast ist angenehm ausgedrückt, auch ist die Beleuchtung, die Form, die Stellung, alles glücklich, aber in weniger als einer Viertelstunde hat man sich satt daran gesehen; es ist dem also mit Künstlern, welche bloß das Machwerk inne haben, und nicht die erschaffende tiefe Seele. Mehrerer anderer Gemälde in diesem Schlosse weiß ich mich nicht zu erinnern; auch wurden mir diese als die merkwürdigsten gezeigt, und zuletzt ein Magdalenenkopf auf Holz von Antonio Correggio, nach meinem Gefühl ein unschätzbares Bild, auf welches dieser große Geist all seinen Zauber, all seine süße tiefe Lieblichkeit ausgegossen und verschwendet. Ich konnte mich nicht davon losreißen, diese reine Schönheit der Züge, diese süße Musik der Farben, der jugendliche duftige Schimmer der zarten Haut, und über alles, diese göttlichen Augen, dieser Blick voll Schmerz und Liebe, der halbgeöff-

nete Mund, auf dessen Lippen eine Himmelsseele schwebt, stimmten meine Phantasie zu seeligen Träumen, denen ich mich ungern entführen ließ.

Außer diesen Kabinetten sind noch viele in Paris, von nicht mindern Interesse. Die vorzüglichsten derselben widme ich dem zweiten Theil dieses Werkes. Die Gallerie des Reichs-Erzkanzlers, die des Senator's Luines, die Zeichnungen Sammlung und das Chinesische und Aegyptische Kabinet des Herrn Denon, die reichen Kabinette des Herrn Crafford, Tersan, Tochon, Seguin, Abel u.a.m. sind für eine vollständige Uebersicht der hiesigen Kunstwerke zu wichtig, um sie zu übergehen. So wenig auch der Zutritt freisteht, und so sehr er auch als Gunst betrachtet werden kann, wird ihm doch, wenn man einiges Recht dazu hat, durch die liebenswürdige Güte der Besitzer ein neuer Werth verliehen.

Für den zweiten Theil dieses Werkes bewahre ich gleichfalls eine Uebersicht des Architektur Musäums, welches Dufourny und sein verstorbener Bruder gesammelt haben, und welches nun unter Herrn Dufourny's Administration zu einer öffentlichen Gallerie eingerichtet wird. Seit einigen Monaten steht mir zu dieser Sammlung durch die gütige Erlaubniß des Stifters der Zutritt frei, und ich besuche sie oft mit Genuß. Es sind theils Originale von weißem Marmor, von hohem Werth, theils auch Gypsabgüsse von den ersten und herrlichsten Monumenten der Griechischen und Römischen Architektur. Auch

Basreliefs von der höchsten Schönheit und allgemein berühmt. Außerordentlich sind die Mühe, die Kosten, die Studien, welche die Stifter auf diese Sammlung verwandt haben. Im Palais des arts hat die Regierung dem Herrn Dufourny ein schönes Lokal angewiesen, welches von oben erleuchtet, geschmackvoll verziert wird, und in welchem diese herrlichen Sachen klassisch geordnet werden. Im Winter wird diese Arbeit vollendet seyn; die Künstler freuen sich sehr auf diese neue Anstalt, welche ihnen reiche Quellen der Bildung öffnet, und von einer in Europa ganz beispiellosen Gattung und Schönheit ist.

XVIII.

Gemäldegallerie im Pallast des Luxembourg.

Diese Sammlung vereinigt das Verdienst des ruhigen Genusses der Anschauung eines Cyklus von Werken zweier Meister, in welchem beide eine eigne unverkennbare Individualität gezeigt haben. Von Lesueur ist die Geschichte des H. Bruno hier, von Rubens die der Maria von Medicis. In dieser Darstellung zeigte Rubens sich, wenn nicht an tiefen poetischen Ideen reich, dennoch groß und kräftig. Er nimmt die Mythologie zu Hülfe, und setzt für seine Heldin den Olymp und

alle Götter, Heroen und Untergottheiten in Bewegung. Im ersten Bilde zeigt sich Mariens Schicksal. Oben im Himmel Jupiter und Juno, unten die drei Parzen, welche mit aller Sorgfalt den Faden ihres Lebens spinnen. Im zweiten sehen wir Juno Lucina, welche die junge Prinzeß der Stadt Florenz überreichet. In Lüften fliegend streuen die Genien des Schicksals mit vollen Händen Blumen über die Neugeborne aus; der Schutzgenius hält das Horn des Ueberflusses, das die Attribute der Königlichen Würde enthält und auf die künftige Hoheit der Maria deutet. Zwei Kinder mit einem Wappenschild spielend, deuten an, daß durch Ludwig des Eilften Verfügung die Medizis als Bundeszeichen eine Lilie in ihrem Wappen trugen.

Das dritte Bild ist die Erziehung der Maria. In der Grotte des Brunnens der Kastaliden zeigt ihr Minerva die Elemente der Wissenschaften; Merkur schenkt ihr die Beredtsamkeit, Apollo mit Lorbeern gekrönt und spielend auf einer Baßgeige, lehrt ihr Musik und Poesie. Die Grazien, drei frische und schöne Gestalten reichen ihr eine Krone. Das Hauptlicht fällt auf diese. Die Attribute der Künste, Bildhauerei, Malerei und Musik, die Maria beschützt, zeigen sich auf dem ersten Plan.

Auf dem folgenden Gemälde sehen wir den guten Heinrich den vierten, dem Hymen mit Blumen gekrönt das Bildniß der Maria darreicht, ein Liebesgott zeigt darauf hin, und Heinrich ist voll Bewunderung und

Entzücken. Frankreich, dem König zur Seite stehend, räth ihm diesen Bund zu schließen, an welchem im Himmel Jupiter und Juno Antheil nehmen. Mit Heinrichs Waffen spielen Liebesgötter.

Dann sieht man Maria von Medizis, die der Großherzog im Namen Heinrich des Vierten heurathet. Der Kardinal Altobrandini spricht über sie den Seegen aus. Hymen mit Blumen gekrönt, hält einen Zipfel des Kleides der Maria, im Gefolge erblickt man die Großherzogin Johanna von Oesterreich und die Herzogin von Mantua. An der Seite des Großherzogs stehen der Herzog von Bellegarde und der Herr von Sillery. Diese Ceremonie wurde 1600 in Santa Maria del Fiore in Florenz begangen.

Nun folgt die Landung der Maria, im Hafen von Marseille, am 3. Nov. 1600. Frankreich, Marseille und die Geistlichkeit dieser Stadt kommen der Königin entgegen und reichen ihr den Thronhimmel, die glänzendsten Häupter ihrer Familie begleiten sie. Der Ruf mit zweifacher Posaune verkündigt ihre Ankunft. Neptun, der Schützer ihrer Ueberfahrt, befestigt nun auch die Galeere, indeß sie aussteigt. Die Syrenen sind ihm zur Seite, und ein Triton bläßt auf der Muschel. Diese Galeere war mit hoher Pracht vollendet, es ist historisch, daß schon die Wappen des Königs und Ferdinands vor dem Sitz der Königin, 200,000 Franken kosteten.

Im ähnlichen Styl sind die andern Begebenheiten ihres Lebens in den folgenden Bildern behandelt:

Vermählung der Maria mit Heinrich dem Vierten, zu Lyon.
Geburt Ludwig des Dreizehnten, zu Fontainebleau.
Heinrichs Abreise nach Teutschland.
Krönung der Maria von Medizis.
Heinrich des Vierten Apotheose. Regentschaft der Maria.
Regierung der Königin.
Reise der Maria nach dem Pont de Cé in Anjou.
Tausch der zwei Fürstinnen Isabella von Bourbon und Anna von Oestreich.
Glückseligkeit der Regentschaft.
Flucht der Königin nach dem Schlosse von Blois.
Versöhnung der Königin mit Ludwig dem Dreizehnten.
Schluß des Friedens.
Die Zeit entdeckt die Wahrheit. Maria und ihr Sohn sind ganz versöhnt.
Bildniß der Maria von Medicis.

Diese Gemälde gehören zu denen, auf welche Rubens den meisten Fleiß verwandt hat; es gebricht ihnen dabei keinesweges an üppiger Frischheit und Glanz. Die Allegorieen und die personifizirten Städte, Tugenden, Eigenschaften und Gottheiten sind meist sehr kalt und gesucht, und das meiste Interesse dieser Darstellungen be-

steht in den historischen Bildnissen der handelnden Personen, in der Würde und Wahrheit, in dem Ausdruck, den er denselben gegeben hat. Schon als lebendige Vorstellung von der Hoheit und dem Glanz eines Sprößlings aus dem denkwürdigen Hause der Medizis müssen diese Gemälde uns anziehend und wichtig seyn.

Zwei der gehaltvollsten dieser Bilder sind die Vermählung und Krönung der Maria in St. Denys. Die Komposition ist weise, lebendig, reich und imposant. Das Kostüme des Zeitalters in all seiner Pracht, sauber ausgeführt in den Stoffen und Metallen, die Schönheit der Fürstinnen und Edelfrauen, die Wahrheit der Beleuchtung, der charakteristische Ausdruck in allen Gesichtern, das alles zeugt davon, daß Rubens sich bei diesen Vorstellungen begeistert und erhoben fühlte, und daß er oft nur aus Leichtsinn und ungemäßigtem Feuer sich weniger vortrefflich gezeigt hat.

Wenn uns nun diese Gemälde bedeutend und gehaltvoll erscheinen, so ist Rubens in einer andern Darstellung von ganz verschiedenem Charakter nicht minder groß. Es ist die Geburt Ludwig des Dreizehnten. Hier hat der Künstler der Natur gehuldigt. Die Mutter schaut den Neugebornen an. Ihr Gesicht ist vortrefflich, voll rührenden Ausdrucks der innigsten Liebe, des süßen Wohlbehagens, welches sie im Ausruhen nach dem höchsten Schmerz, und beim Anblicke des geliebten Kindes empfindet.

In manchen dieser Gemälde erscheint Maria alt und betrübt, in andern, deren historische Begebenheiten aber nach diesen erstern folgen, glänzt sie in jugendlicher Schönheit. So z. B. ist ihre Ankunft auf dem Pont de Cé eine wahre Herrlichkeit. Leicht und graziös auf dem hohen weißen Rosse sitzend, das Atlaskleid mit Lilien gestickt, in reichen Wellen um die schönen Formen spielend und auf die Füße herabfließend; das blonde Haar fliegend, unter dem stolzen Helm mit wehendem Reigerbusch, in den Augen die Glorie des Sieges und das Antlitz, der Busen, Jugend und Schönheit athmend. Diese Pracht nun mit allem Glanz des Schmuckes erhöht, sieht Maria von Medizis auf diesem Bilde wahrhaft königlich und triumphirend aus; auch hat hier der Gegenstand des Gemäldes über Rubens Manier triumphirt, denn er zeigt sich hier reich, erhaben, anmuthig, und obgleich mit etwas theatralischem Pomp, dennoch fern von Ziererei, und Anmaaßung.

Auch in der Darstellung der Glückseligkeit der Regentschaft ist Maria mit großer Majestät und Huld umgeben, und blüht gleichfalls in jugendlicher Schönheit. Ihr zur Seite steht Amor — ein Amor, der Raphaels würdig wäre, so hold und kindlich, mit so schalkhaft süßem Reiz begabt, und so ganz schön und zart. Von den Genien der Künste in diesem Bilde, die an ihrem Throne stehen, ließe sich nicht dasselbe sagen. Sie sind bäurisch und theatralisch, und die drei fürchterlichen Gestalten des Neides, der Schmähsucht, der Dummheit, sind gar zu derb versinnlicht, und beleidigen das Auge, wie dies so oft beim

Rubens geschieht. Er zielte in allem zu sehr nach starkem Effekt und Kontrast, und berechnete zu wenig die Harmonie des Ganzen, ja, man sollte denken, er hätte nie Sinn dafür gehabt. Oft rissen ihn auch seine Ideen über sein Darstellungsvermögen hin, oder vielmehr ihm fehlte die Geduld sie weise und kräftig auszudrücken. Wenn seine Genien in Lüften fliegen, ist es immer als fielen sie wie Raupen von den Bäumen; seine Figuren sind oft so gedreht und gewunden, daß man die eigentliche Bewegung nicht recht herausfindet. Wenn er gleich viel Sinn für Farbeneffekt hatte, so dachte er dennoch nie an Farbenakkorde. In dem Gemälde, wo der Olymp versammelt ist, wegen Marias Regierung, ist Apoll ganz in der Stellung des Apoll von Belvedere dargestellt; seine Karnation ist äußerst röthlich, wozu noch ein zinnoberrother Mantel und ein röthlicher Bogen kömmt, dazu die rothen und braunen Furien, die er verjagt, kurz nichts als Röthe sieht man darauf. Aehnliche Dinge finden sich in andern seiner Gemälde, die jedoch bei seinen andern Vorzügen uns zeigen, daß Rubens eigentlich zum Maler geboren war, hätte er nur sein Feuer mäßigen und reinigen mögen.

Diesen Cyklus beschließt das Bildniß der Maria, als Bellona. Sie ist ganz erdrückt unter dem Schmuck und der Pracht, und all den Attributen, die sie umgeben. Dann folgen die Bilder ihrer Aeltern, des Großherzogs von Toskana, und der Anna von Oestreich.

Aus dieser Gallerie nun, die von oben erleuchtet,

und am Plafond sehr geschmackvoll mit Bildern von Jordaens bemalt ist, treten wir in Lesueurs Saal. Zuerst des Künstlers Marmorbüste, mit einer Sternenkrone umgeben, rings um ihn her seine Werke: Eine Himmelfahrt Christi, und die Geschichte des H. Bruno. Es ist ein ergreifender Eindruck, aus der fabelhaften und üppigen Darstellung der Pracht der Maria von Medizis in dieses stille Daseyn der Heiligkeit und Entsagung so mit einmal versetzt zu werden.

In diesen Werken zeigt sich der große Künstler in einer Individualität, die ich fromm, innig und keusch nennen möchte, und die ich mit so ächten Zügen in keinem andern Meister wieder gefunden habe. Es ist in keinem dieser Bilder ein Streben nach Grazie sichtbar, aber es athmet in ihnen eine verschämte Jungfräulichkeit der Anmuth, die zugleich auch Demuth ist, und die durch ihre Anmaaßungslosigkeit rührt und fesselt. Seine Zeichnung ist durchgängig rein, seine Gewänder sind schlicht und edel, seine Formen harmonisch, zart und kräftig, je nachdem der Gegenstand es erfodert. Von den Farben läßt sich nicht viel sagen, da diese Gemälde so sehr gelitten haben, und so gänzlich restaurirt sind, daß nur noch die Grundlagen dem Lesueur gehören. Nach diesen aber zu urtheilen, ist seine Farbenmischung so weise als harmonisch und wahr. Es ist auch, als hätte er manche Mittel verschmäht, die selbst wirklich große Meister anwenden, um ihre Gemälde reicher auszustatten, so wie z. B. Pracht der Umgebungen, scharfe Kontraste in den Gruppen und Ge-

stalten; aber es ist diese Ruhe, diese Einheit groß und schön, und keineswegs dürftig, nüchtern oder studirt, sondern dem Wesen des Lesueur eigen.

Man sagt, er habe viele Köpfe dem Raphael gestohlen. Ich habe wirklich Raphaelischen Geist in seinen Köpfen gefunden, und edle Züge; eigentlichen Diebstahl nun aber noch nicht entdeckt. Wenigstens ist auf keinen Fall der herrliche Kopf des heiligen Bruno, da er die Mitra des Erzbischoffs ausschlägt, niemand anders gestohlen, als der Natur selber.

Ein dritter höchst interessanter Cyklus dieser Gallerie sind die Häven von Vernet. Kühne, reiche, kräftige Darstellungen, in üppiger Pracht des Pinsels blühend, und mit einer Wahrheit hingemalt, welche mit der Natur wetteifert. Hier ist sein berühmter Sturm, welcher der Phantasie so viel zu schaffen giebt, wie nur immer in alten Dichtern geschieht. Es ist ein göttliches Gemälde, beschrieben darf es auf keine Weise werden. Ich ruhte angenehm von seinem Anschauen aus, da wo im Gemälde der Rheede von Antibes die hohen Palmen auf der Terrasse im tiefblauen Himmel wehen. Diese Terrasse trägt die Glut des Mittags; vor ihr breitet sich die üppigste Aussicht in die Ferne aus. Unter ihr weht die mildeste Kühle im Pomeranzenwalde. Männer und Frauen lustwandeln dort, und auf einem hohen Feigenbaume sitzt eine Frau, welche einer andern die Früchte in ein Körbchen zuwirft. Bei den drei vortrefflichen Ansichten von Toulon's Haven und Rheede

erinnerte ich mich lebhaft an des Kaisers ersten Sieg, besonders da ich die Gebirge Gorges Doullioulles erblickte, die überall über die Stadt ragen, und die sein Genie so glücklich benutzt hat. Die Umstände dieser ersten That Bonapartes sind so unbekannt, daß ich sie hier aus sichern Quellen mitzutheilen meinen Lesern für willkommen halte. Dugommier, ein Feldherr der Französischen Armee, hatte vom Direktorium Befehl bekommen, Toulon auf das schleunigste zu erobern. Da er die Unzulänglichkeit der Kräfte seiner Truppen fühlte, versammelte er die Offiziere, um eine Rathsversammlung mit ihnen zu halten. Es fehlte an Geschütz, an Mannschaft, an Lebensmitteln, und niemand wußte die Sache recht anzugreifen. Bonaparte that zwei Vorschläge, deren einen er selbst gleich verwarf, nämlich die Gräben mit den Körpern der Krieger zu füllen. Der Ausgang dabei war nicht zweifelhaft, aber dreißigtausend Franzosen mußten aufgeopfert werden. Der zweite Vorschlag war, alle Kräfte der Armee zu vereinigen, und auf dreißig Meilen in die Runde alles zu versammeln, was sich nur an Geschütz, Proviant und Mannschaft auftreiben ließ; sodann mit diesen vereinigten Kräften die Anhöhen zu okkupiren, und den Feind von allen Seiten anzufallen. Dugommier und die andern Hauptleute erstaunten über den Muth und die Tiefe dieses Gedankens, welcher ihnen durch Bonaparte so gründlich dargestellt wurde, daß sie wohl sahen er sey ausführbar. Deßhalb wurde ihm selbst, dem jüngsten der Offiziere, dem einzigen, der einen wohlersonnenen Anschlag gemacht, auch die Ausführung vertraut. Er reiste ab, und in weniger als

vierzehn Tagen kam er zurück mit Mannschaft, Lebensmitteln und Geschütze, und durch sein Wirken wurden die Krieger neu belebt und angefeuert. Nun zeigte er den Truppen den vollständigen Plan der Attaque. Die Anhöhen, welche über Toulon hinwegragen, sind größtentheils glatt gehauene Felsen, auf welchen im Zickzack schroffe steile Wege hin und wieder gehen, Gorges Doullioulles genannt. Diese lassen sich mit wenig Kriegern und Kanonen vertheidigen. Dieser Gorges Doullioulles mußte man sich erstlich bemeistern, und von da aus plötzlich die große Batterie anfallen, welche die Engländer eben erst errichtet hatten. Von einer ungeheuern Menge Kanonen beschützt, lag diese Batterie über der Stadt, und verwehrte den Franzosen vom Lande aus den Zugang zu Toulon. Bei der Ausführung dieses Plans legte Bonaparte überall mit Hand an, bald war er als Befehlshaber die Seele des Ganzen, bald verrichtete er die Dienste des gemeinen Soldaten, überall groß, und in allem, auch in der Ferne wirkend. Die Batterie wurde in der Nacht glücklich weggehoben; und nun wurden die Engländer zugleich zur Rechten und zur Linken angefallen. Engländer, Spanier und Neapolitaner fiengen an zu reployiren, und in Verwirrung sich nach dem Haven zu begeben; die Bestürzung wurde allgemein, und es war nicht weiter die Rede davon, die Stadt zu behaupten, sondern man war blos auf Rettung bedacht. Es schifften sich nun die Feinde ein, die Schiffe wurden beladen, selbst die Französischen Fregatten, die sie kürzlich erobert hatten. Die Seilwerke und die Magazine wurden in Brand gesteckt, die Gebäude, welche

welche sie nicht fortschaffen konnten, mit Pulver gesprengt, und die ungetreuen Einwohner, welche die Stadt überliefert hatten, und nun durch die Flucht sich retten wollten, wurden zurückgestoßen. Viele kamen im Meere um.

Die letzte Schwierigkeit war noch die Veste von der Malch. Diese konnte nur gutwillig übergeben, oder durch Verrath geliefert werden. Da aber die darin befindlichen Engländer einen Theil ihrer Armee schon eingeschifft sahen, und von allen Seiten auf sie losgeschossen wurde, hatten sie keinen Muth mehr die Veste ferner zu vertheidigen, sondern sie machten sich schnell auf, und flohen davon. Dies alles war das Werk von sechs und dreißig Stunden.

Nie gab es ein gräßlicheres Schauspiel, eine größere Verwirrung. Das Getöse der gesprengten Schiffe, die in die Luft flogen, die Verzweiflung der zurückgelassenen Feinde, das Geschrei und die Angst der Einwohner, die brennenden Gebäude, die Unordnung der Flüchtlinge, die Erbitterung der einrückenden Franzosen. Rührend war es in diesen Momenten zu sehen, wie das Gefühl der Tugend auch in verworfenen Gemüthern nicht ganz erlöscht werden kann, sondern durch wunderbare Umstände erregt wird, und mit neuem Feuer auflebt und wirkt: die Galeeren-Sklaven nämlich, die in der Verwirrung ihre Freiheit erhalten, machten den ersten Gebrauch davon, indem sie in das Meer sprangen, Verunglückte retteten, Gebäude löschten, und die Unordnung so viel als möglich stillten. So war denn diese Nacht, deren Dunkel verschwunden war

vor der Fakel der Zwietracht ein denkwürdiger Zeitpunkt der Macht und Kraft des Freiheitsinns und der Vaterlandsliebe und des Elendes, welches daraus entsteht, wenn Menschen von diesen hohen Tugenden lassen, und dadurch zu Verräthern an sich selbst werden.

Diese erste That des Kaisers fiel mir lebhaft ein, bei der Ansicht des Havens von Toulon, indem mein Blick die Höhen maß, die über die Stadt hervorragen. Ich bin zu sehr gewohnt, mich so mitzutheilen, wie die Eindrücke auf mich wirken, als daß ich diesmal diese in vieler Rücksicht interessante Erinnerung hätte übergehen können; jetzt aber kehre ich wieder zur Gallerie zurück, wo noch ein Kleinod auf mich wartet, die Madonna del Impannato von Raphael. Dies Gemälde, dessen Goethe in den Propyläen so schön gedenkt, ist ein Liebling hiesiger Künstler. Im Katalog ist es als zweifelhaft angegeben, als ob es Raphael nicht selbst vollendet hätte, sondern Andrea del Sarto. Allerdings ist es eine fremde Hand, welche das Bein und die Schulter des Johanneskindes gemacht hat, denn so sehr hat sich Raphael gegen die Form nie versündigt, ja, er sündigte niemals gegen dieselbe, und eine seiner großen Vortrefflichkeiten besteht in dieser reinen Regelmäßigkeit. So ist denn auch in diesem Bilde alles andere groß und vollkommen und von ihm. Laßt uns Vasari darüber vernehmen, dessen naiver Enthusiasmus uud gründliche Beschreibungen äusserst ergötzlich sind:

„Auf diesem Bilde ist, sagt Vasari, eine uralte hei-

lige Anna sitzend, und unserer Frauen das Kind zulangend, in seiner Nacktheit von solcher Schöne, so wie in den Zügen seines Antlitzes, und in seinem Lachen solche Anmuth, daß, wer es auch sieht, dadurch erheitert wird. Dabei that Raphael im Darstellen unserer Frauen alles kund, was sich an Holdseligkeit und Schönheit im Ansehen einer Jungfrau nur befinden kann. So ist denn in den Augen Sittsamkeit, Ehrbarkeit auf der Stirn, die Nase ist voller Holdseligkeit, der Mund voller Tugend, und so ist ihr ganzes Wesen erfüllt von unendlicher Demuth und Züchtigkeit. In Wahrheit, mich dünkt nicht, als könnte man so etwas irgend anders besser sehen. So sitzt denn auch der H. Johannes nackend, und es ist noch eine Heilige auf dem Bilde, die auch wunderschön ist. Es ist der Ort, wo diese Personen sich befinden, ein Zimmer mit einem Fenster von durchsichtigem gefirnißten Papier, von wo das Licht herkömmt."

Auch ohne Vasari's Autorität muß ein von Raphael erfülltes Auge in diesem Gemälde ihn erkennen. Es zeigt sich hier sein großer Geist noch tiefer und kräftiger, als in vielen anderen seiner heiligen Familien. Die Formen des nackten Christkindes und der Heiligen sind von der höchsten Reinheit und Harmonie, der Farbenton ist lebendig und warm, und die Komposition von unglaublichem Reiz. Das Christkind wendet sich vom Schoos der H. Anna, und hat schon einen Fuß auf dem der Maria, indeß es die Hand an ihren Busen legt, als suchte es dort seine liebste Ruhe;

es wendet das Antlitz mit feurig entzückten Blicken zur H. Catharina, die es fröhlich anlacht. In seiner Wendung liegt etwas liebkosendes für alle drei; auch ist er so ganz holdselig, so innig froh, daß alle drei Frauen sich an ihm erfreuen. Die H. Jungfrau schaut mit sanften bedeutenden Blicken, diesmal nicht auf das Kind, sondern auf die H. Catharina. Diese ist von himmlischer Schönheit, zärtlich, rein. Ihr süßester tiefster Blick senkt sich auf das Kind, das sie mit der einen so zartgeformten Hand leise berührt, indeß ihre rechte die H. Anna umfaßt. Diese heilige Anna nun ist bis zu Thränen rührend, so wie auf ihrem blassen veralteten Antlitz dies Licht der anbetenden Liebe die sanften Züge belebt. Johannes schaut mit lebendigen, schwarzen großen Augen aus dem Gemälde heraus, in seinem Antlitz ist Kraft, Größe, Tiefe, feurige Liebe, ein herrlicher Kopf, den die vollen blonden Locken in wilder und geistiger Anmuth umwehen. Ueberhaupt ist in all den offnen dunkeln Augen im Gemälde eine tiefe Glut enthalten, nicht gemäßigt, jedoch auch nicht geschieden von der holdseligen Lieblichkeit, die sich sonst in Raphaels Werken als Hauptzug befindet; sondern groß, und voller Bedeutung, inniger noch in die Seele dringend, als auf seinen andern Werken.

Davids Brutus und seine Horazier sind hier, auch ein schöner Poussin, eine Anbetung der Hirten. Dann einige Philipp Champagne u. s. w. eine Danae von Tizian nicht zu vergessen, deren Antlitz dem seiner Antiope sehr gleicht. Dies Bild hat sehr in der

Farbe gelitten, dennoch ist der ursprüngliche Ton, der diesem Meister angehört, nicht darin zu verkennen.

XIX.

Das Musäum Napoleon.

(An Fräulein Wilhelmine v. Knebel in Berlin.)

Zu wem könnte ich inniger hindenken, Liebe! als zu Dir, in den seligen Stunden, die ich hier in der Anschauung zubringe? Ich wünsche Dich oft mir zur Seite, eben wenn ich recht entzückt bin. Hier träume ich mich gern in das fünfzehnte Säkulum hinein, das uns von seinem Glanz so ewige Denkmale zurückgelassen; hier laß ich mich gern vom Genius der Griechen beseelen zu der stolzen Hoffnung, eine solche Zeit wieder erwachen zu sehen, wo die Kunst in ihrer höchsten Blüte stand.

Es ist mein gehaltvollstes Leben, das mir hier bei den Schätzen des Alterthums vergeht, und im Gespräche mit guten Künstlern, oder mit solchen, die zu großen Hoffnungen Anlaß geben, die hier einen Theil des Morgens zubringen, um in den Denkmalen der Vergangenheit den Leitfaden zur reinern Erkenntniß der Natur zu finden. Mit diesen les ich gern in den Kunstwerken, wie man schöne

Dichtungen mit Dichtern lesen mag. Wie mannichfaltigen Genuß ein solches Studium gewährt, wird niemand inniger empfinden, als Du, liebe Freundin, die mit der Kunst so vertraut ist. Deshalb wirst Du begreifen, wie ich jeden Tag hier einige Stunden seit Jahren zubringe, und die Gallerie mir täglich lieber wird, statt mir alltäglich zu werden. Es ist dem also mit allem Schönen was man verstehen kann, es wird einem vertraut und zum Freunde, der einem immer noch etwas neues und liebes zu sagen hat, wie lange man ihn auch schon kennt.

Es wird Dir lieb seyn, wenn ich Dich mit diesen Schätzen so bekannt mache, als durch Beschreibung möglich ist, und besonders als es mir möglich ist, die sich nie auf solche Gegenstände geübt hat. Erwarte keinen Katalog, denn diese reiche Sammlung enthält neben dem, was der Stolz und die Zierde der Kunst ist, nicht minder viel schlechtes und unbedeutendes. Dennoch werde ich manches der Vollständigkeit der Anschauung wegen flüchtig erwähnen, welches sonst kein Interesse für mich hat, manches wahrhaft Schöne nur leise berühren, weil große und gültige Kenner schon zur Genüge davon gesprochen haben. Diejenigen Gemälde aber, die mir vorzugsweise liebgeworden, sollst Du mit mir sehen, wie ich sie gesehen habe, und so weit ich vermag meine Empfindung dabei in Worte überzutragen, sollst Du sie kennen, wie ich sie kenne. Nur das erwarte nicht von meinem Urtheil, das sich mehr nach dem der Artisten gebildet hat, als nach dem derjenigen, welche Gemälde philosophisch anschauen, daß ich Dir von irgend ei=

ner Komposition den metaphysischen Gesichtspunkt, die höhere symbolische Bedeutung, das Charakteristische der höchsten Art, die Darstellung aus Erfahrung und dergleichen Ansichtspunkte berühre, von welchen (ich gestehe Dir hierin meine Einseitigkeit) ich nicht glauben kann, daß der Künstler selbst daran gedacht hat. Wenn solch ein Wesen in einem Gemälde liegt, so ist es, weil es an sich in großen und heiligen Momenten aus der Historie und der Phantasie liegen muß, und es ist dem Künstler unbewußt hereingekommen, der sich einzig an die Inspiration seines Genius gehalten hat, und an die Darstellung einer edlen und vollendeten Natur. Wenn ich gleich selbst solche Ansicht von einem Gemälde habe, so würde ich es für Sünde halten sie mitzutheilen, weil all solch metaphysisches Wesen den Künstlern unserer Zeit Aufschlüsse giebt, die, auch wenn sie richtig sind, ihnen den Muth nehmen müssen. Das Höchste an solchen Anschauungen ist die eigene Unbewußtheit dessen, der sie geschaffen hat. Diese ist es, durch welche sie die naive Grazie beibehalten, die ihnen einen so süßen Reiz verleiht. Wenn nun unsere Künstler durch so schöne Worte angeködert, sich verleiten ließen, nach metaphysischen Ideen zu arbeiten, so würden lauter anmaaßungsvolle Kompositionen entstehen, und die eigentliche Kunst, welche nichts heiligeres in ihrem Wesen hat, als ein treuer Spiegel der Natur, und ein schönes Entfalten reicher und hoher Momente aus dem Leben zu seyn, würde verloren gehen.

Du wirst es mir also nicht verargen, Liebe, wenn mir

Michel Angelo nicht **episch**, Raphael nicht **dramatisch** vorkommt, und wenn ich Dir dafür mehr von Form, Farbe, Rundung, Licht, Gewand und Bewegung sage, denn damit halten es die Künstler, und sie haben Recht. Technisch werde ich von dem Allen nicht sprechen, sondern so allgemein verständlich als möglich. Mein Urtheil über den Geist verschiedener Meister wird manchem wohl gewagt scheinen, ich kann es aber um so eher an Tag legen, da ich keine Autorität bin, und meine Meinung nur freundlich mittheile, niemand aber davon überreden will. Von **Deiner** Nachsicht bin ich im Voraus überzeugt, denn du wirst in allem, was von mir kömmt, die Freundin erkennen und lieben, wie manche aber werden mich verwegen nennen, und eine freimühig erklärte und unparteiisch geprüfte Meinung für Anmaaßung halten. Diesen steht der Schauplatz so frei als mir, wer besser sieht als ich, der komme und sehe, wer mich aber liest, der muß in meiner Gesellschaft sehen, und ich werde wenigstens mich bestreben ihn durch möglichstes Vermeiden des eignen Urtheils nicht am Sehen zu hindern.

Nicht gar viel habe ich Dir von den Niederländern zu sagen, und weniger noch von der Flamändischen Schule. Ich mag die gemeinnatürliche Natur, die Grimasse des Pöbellebens, mit welcher Wahrheit und welchem Fleiß sie auch dargestellt seyn mag, nicht noch im Gemälde wieder finden, da sie mir schon das Leben genug verbittert, wenn ich sie antreffe. Ist es nicht der Zweck der Kunst, den Geist von den gewöhnlichen Umgebungen des Lebens

zu befreien, und ihn in die Sphäre der Schönheit zu erheben? Wie mag nun der Künstler auf solchem Wege dazu gelangen, als die Flamänder ergriffen haben? Wie wenig sagend sind solche Anschauungen, wie z. B. der berühmte Trompeter von Gerard Dow, wo das Historische des Gemäldes, das Gastmahl des verlornen Sohnes, in den Hintergrund gestellt ist, auf dem ersten Plan aber der gemeine Mensch sich zeigt, mit aufgedunsenen Backen und in bunter Kleidung, wirklich treu bis zum Ueberdruß, und so, daß man froh ist, daß man ihn nur noch sieht und nicht gar hören muß; denn wie wenig Musik mag in den Tönen liegen, zu welchen eine solche Anstrengung und Verzerrung gehört! Und dennoch ist Gerard Dow der erste und vortreflichste unter Meistern dieser Art, weit intentionsvoller als Mieris, und eben so fleißig. Die Gallerie besitzt von ihm dreizehn Stücke, deren er gewiß keines verläugnet. Alles Anschauungen aus dem gewöhnlichen Leben, durch ihre fleißige Darstellung aber, und durch ungemeine Naivität von wirklichem Interesse. Weniger als alle, ist seine Holländische Köchin zu lieben, wiewohl es wegen der grossen Sorgfalt merkwürdig ist, mit welcher der Meister alle Küchengeräthe, besonders einen Besenstiel behandelt hat, an welchem er allein sieben Tage gearbeitet. Die junge Hausfrau ist eine liebliche Erscheinung, der Astrolog, die Magd mit der Lampe am Fenster, die Dorfkrämerin, der Goldwieger, der Zahnausreißer, sind freilich gemeinere Anschauungen, und man könnte ihrer gern entbehren, dennoch ist des Meisters eigentli-

ches Verdienst darin sichtbar, und sie sind fähig, einen Augenblick ergötzend zu zerstreuen. Auch das gute Bildniß Gerard Dow's ist hier. Ueber zwei seiner Hauptgemälde, der Wassersüchtige, und seine Aeltern, spreche ich erst in der Folge.

Sein Zögling Franz Mieris kömmt ihm ziemlich nahe. Ostade der Aeltere ist in einem andern Styl, und eben so herzlich naiv und kräftig. Teniers, Steen, Schalken, Terburg, Wouvermanns, Brauwer, (von welchem nur ein Stück hier ist, die Tabagie) Breughel der Alte und der Sammet Breughel, Rottenhammer, Dehlen, Cuip, Frank, Gyzen, Jordaens, Metzu, Meel, Slingelandt u. a. m. lassen sich hier in ihren besten Werken erkennen. So kannst Du dir denn aus der Gallerie nach Gefallen ein Shakespearisches Stück bilden, und von der Anschauung des Höchsten in der Italiänischen Schule und im Lesueur und Poussin zu kräftiger Darstellung des Gemeinsten übergehen, wie man sich im Shakespeare von den tiefsten und herrlichsten Scenen, in die Schenke zu einem Fallstaff versetzt sieht; denn dieser große Dichter trug die Welt so lebendig in sich, daß er zugleich Italiänischer und Niederländischer Maler war; und so mag auch ich manchmal die Anschauungen vermischt nehmen, und mich hier in der großen Gallerie dramatisch daran ergötzen, ohne alles System, wie man denn überhaupt nicht systematisch genießen darf, wenn der Genuß rein seyn soll.

Mein strenger Ausspruch über die Niederländer, gilt, wie Du siehst, nur der Beschränktheit ihres Strebens, und dem Aufwand an Mühe und Zeit für Kleinigkeiten. Witzig und drollig sind sie bei dem allen, und mir unendlich lieber, als unsere jetzigen kränklichen Familiengemälde, wo alles in theatralischer Zärtlichkeitsbewegung ist; und in denen wir leider der (hoffentlich bessern) Nachwelt ein Zeugniß mehr von jetziger Erschlaffung und Schiefheit zurücklassen.

Wie nur zu sorgfältig auch in Niederländischen, besonders Flamändischen Gemälden das Gemeinste und Widrigste in der Natur ausgedrückt seyn mag, so gestehe ich doch, daß mir diese Anschauungen nicht halb so zuwider sind, als diejenigen, wo die Flamänder antike Gegenstände behandeln. So zum Beispiel ist mir die alte verfallene grundhäßliche Käuferin auf Gerard Dows Dorfkrämerin ungleich lieber und bedeutender, als die gepuderte kalt graziöse und junge Diana, auf dem Gemälde von Poelenburg: Dianens Bad, mit ihren eben so charakterlosen Nymphen. Auch der gute Rembrandt hat sich mit unter zu einer Venus verleiten lassen. So giebt es hier eine von ihm, in Flamändischer Tracht, mit doppeltem Kinn, die dem kleinen Amor die Wangen streichelt, der mit einem Stück Tapetenstoff bekleidet ist. Venus sieht eben wie seine Großmutter aus, und die Füße des Knaben sind so wunderbar schwärzlich gehalten, daß man dabei auf den Gedanken an Schmutz ge-

rathen möchte, wenn es einem nicht einleuchtend wäre, daß das Bild in den Farben sehr gelitten hat.

Da mag ich gern bei den Niederländern verweilen, wo sie einen Gesichtspunkt aus dem menschlichen Leben, der ehrwürdig und erheiternd, oder durch irgend eine menschliche Beziehung rührend ist, mit Treue und Sorgfalt darstellen, wie z. B. im vortreflichen Familiengemälde von Adrian Ostade. Hier sitzt der Vater Hand in Hand mit der Mutter. Kinder spielen in freundlichen Gruppen, mit Obst und Blumen, um sie her. Den Aeltern nahet sich die größere Tochter mit dem Bräutigam, hinter dem Stuhle des Vaters steht der älteste Sohn, fröhlich den Preis zeigend, den er im Kollegium gewonnen. Die Mutter ein heiteres, rechtliches Weib, in der Frischheit der gesunden wohlgediehenen Reife. Man sieht, wie sie ganz in ihrer Sphäre geblieben ist, gebetet und gearbeitet und ihre Kinder erzogen hat zum Fleiß und zur Ordnung. Diese Buben und Mädchen sind nicht dargestellt in moderner Affektation von Zärtlichkeit, am Schoos der Mutter sich schmiegend, oder sich umarmend; sondern sie spielen froh, in unschuldiger Neckerey. Der Vater ist ein zu der Mutter harmonirendes Wesen voll Würde und Heiterkeit. In der Stube zeigt sich die angenehme Ordnung und Sauberkeit, und der solide Prunk des bürgerlichen Wohlstandes. Dann die rein aus dem Grunde herausgehobenen Gestalten, die ihrer ächt Niederländischen Natur eigene unbefangene Anmuth, die zwar auf alle Weise von der Süßigkeit des Ideals abgeht, aber schon dadurch Anmuth ist, weil jede Form der

Natur einen eigenen Charakter von Grazie hat, der sich nur da verläugnet, wo er sich durch ein falsches Streben verdrängt findet.

So haben mich gleichfalls zwei Darstellungen von Gerard Dow sehr angezogen: seine berühmte sterbende Wassersüchtige, und seine Aeltern. In diesem letztern sitzt an einem Fenster von Immergrün umranket ein Greis, dem seine Frau aus der Bibel vorliest. Das Himmelblau eines heitern Sommermorgens wirft einen hellen Schein schräg durch das Fenster auf die Gruppe hin, und wird hier poetisch, da alles sonst im reinlichen Zimmer einsam ist, und das Spinnrad die einzige Beschäftigung der würdigen Hausfrau anzeigt, die nun mit dem Leben die Rechnung abgeschlossen, und nur mit der himmlischen Zukunft noch beschäftigt ist. Ihr würdiges Gesicht, auf welchem noch die Spuren der ehemaligen Sorgen ruhen, ihr gebeugter Rücken beweisen, daß sie nicht auf Rosen zum nahen Grabe hingewandelt sey; so zeigt uns auch ihr Lesen in der heiligen Schrift, daß sie sich und ihren Gefährten auf die höhere Zukunft vorbereitet, die beide erwartet.

Die sterbende Wassersüchtige ist eine mehr wehmüthige Komposition und mit Gefühl behandelt. Ein reiches und schönes Zimmer, dessen hohes Fenster die Aussicht frei und hell hat. Diesem Fenster gegenüber die Sterbende sitzend, die das schöne Licht mit Entzücken und Sehnsucht in die brechenden Augen faßt. Das irdische Leiden ist überwunden, schon ist der befreiete Geist bereit,

sich mit den ewigen Quellen des Lichtes zu vereinigen, wo seine Heimath ist; und der Mund will mit dem letzten Athemzug noch ein Wort des Dankes an den Schöpfer sprechen. Die eine Hand ist matt hingestreckt; die andere liegt ohne Gefühl am Munde der weinenden Tochter, die sie mit heißen Küssen bedeckt. Der Arzt, mit einer Flasche in den Händen, die er beschaut, das aufwartende Dienstmädchen daneben, alles ist gut und charakteristisch, und nirgends ist Absicht auf Karikatur. Dabei ist alles mit unendlichem Fleiße behandelt, und der Reichthum der Umgebungen, die Schönheit und Wahrheit des Lichteffektes machen dies Gemälde zu einem seltenen und vortreflichen Kabinetstücke, eins von den wenigen, die sich ohne Störung neben den guten Italiänern, Franzosen und den besten Deutschen sehen lassen mögen.

Von dem Meister dieses braven Künstlers, Rembrandt van Ryn sind einige Hauptstücke hier. Zur Genüge ist schon von diesem wackern Meister gesprochen worden, der mit dem Helldunkel eine so wunderbare Magie getrieben. Es giebt Stimmungen, in welchen sich die Seele in seinen zweifelhaften Schimmern und ernsten Nächten gefallen kann, da sie immer etwas Geheimnißvolles in ihrem Schoose tragen, was der Phantasie Nahrung giebt und Spielraum. Ich hatte lange eins dieser Bilder nicht ohne Wohlgefallen angesehen, wiewohl es weniger gut konservirt ist, als die andern: die Pilger von Emaus. Kürzlich machte mich ein Künstler aufmerksam darauf, wie schöne Simplizität und Freimüthigkeit in den Bewegungen

und Stellungen wäre, und nun wurde es mir auch klar, warum mir das Bild vor andern gefallen. Christus bricht das Brod und schaut bewußtvoll gen Himmel; in dem Moment entsteht ein sanfter Lichtglanz um sein Haupt, und der Pilger ihm zur Seite schaut auf ihn hin mit unnennbarem Ausdruck und Geberde von dunkler Ahnung und Erinnerung, während der andere freudig zuckend nach dem Meister und Herrn hinsieht.

Nirgends giebt es so viel Rubens als hier. Die großen Altarblätter aus Antwerpen, die berühmtesten Kreuzesabnehmungen, Anbetungen, Kreuzigungen, Himmelfahrten, u. d. m. von diesem Meister sind auf dem Musäum Napoléon vereinigt. Ich versuche es oft, die Werke dieses fruchtbaren Geistes mit Genuß zu betrachten, aber nie kann ich es, auch mit dem besten Willen, dahin bringen. Nichts destoweniger schätze ich in vielen seiner Werke eine gewisse kühne Aeußerung von innerer Kraft; in manchen seiner Gemälde, im Porträt besonders, ist auch ein wahres Gefühl des Fleisches sichtbar, so wie er auch die Pracht der Farben und Lichteffekte einigemal so glücklich hervor gebracht hat, wie Paul Veronese. Nur das Gedrängte in seinen Kompositionen, welches die Phantasie nicht zu Athem kommen läßt, die Verdrehtheit der Stellungen, die kollossale Plumpheit und Breite der Formen, bei denen er sich gewiß die gigantische Natur des Michel Angelo Buonarotti dachte, die aber niederländisch blieb, das alles ist mir unangenehm; um so mehr da Rubens zwanzig Jahre in Italien gewesen, und sich gerühmt hat,

er habe den Apoll, den Laokoon studirt. — Doch so etwas findet sich häufig in unsern Tagen, mit dem Unterschied, daß unsere heutigen Ketzer mit Rubens nicht einmal zu vergleichen sind, denn er war bei all seinem falschen Streben nur selten ein Charlatan. — Wäre er nun nie in Italien gewesen, so würde ich doch den kräftigen Niederländer in ihm lieben, er würde dann jene Natur treu, und nicht ohne Phantasie und Schönheit dargestellt haben, statt daß er sie keinesweges naiv und anmuthig, wie manche seiner Landsleute, sondern mit der ungeheuersten und sichtlichsten Anmaßung ausgesprochen hat. Wie selten erfreuen seine Gedanken durch Simplizität und Harmonie! Ich muß es sagen, daß nach meinem Gefühl in seinen Gemälden die Grazien auf der Folter liegen.

Nichts destoweniger muß ich gestehen, daß dies Urtheil, das übrigens den Ruhm dieses Künstlers auf keine Weise schmälern wird, denen zu streng scheinen mag, und mit Recht, die nicht wie ich von einem gewissen Prinzip ausgehen, von welchem ich die Kunst ungern weichen sehe. Ich meine die keusche Zartheit einer Phantasie, die unaufhörlich nach der Schönheit ringt und strebt, und das Gewöhnliche in der Natur erst veredelt und erhebt, ehe sie es zu ihren Darstellungen benutzt. So hat denn auch Rubens, da wo er sich mit weniger Anmaßung zeigt, die gewöhnliche Natur der Leidenschaften nicht ohne Wahrheit und Kraft ausgedrückt, doch es fehlt diesen Darstellungen die rührende Anmuth, die unendliche Fülle der Empfindung, durch welche die Werke anderer Künstler so bedeutend und gehaltvoll

voll erscheinen, so tief und glühend an das Herz gehen. Da mir nun die zweite Stufe der Natur ungleich lieber ist als die zweite Stufe der Kunst, da ich in ihr noch das Höhere legen kann, welches die Schranken der Kunst mir verbieten, so bleibe ich strenge gegen Künstler dieser Art, und wünschte, daß niemand nach ihrem Range strebte.

Sein Schüler van Dyk wird hier in herrlichen Bildnissen bewundert. Seine historischen Stücke werden von hiesigen Künstlern nicht geachtet, und mir dünket auch, daß sie alle Fehler des Rubens haben, und keinen seiner Vorzüge. Man sieht ihnen viel Mattigkeit an; in den Bildnissen ist auch van Dyk so groß und tief nicht als Holbein, noch so lebendig als Tizian, er ist wahr, einnehmend, aber oberflächlich, und dennoch sind seine Bilder ein nützliches und vortreffliches Studium, denn die Form ist rein, die Haltung natürlich, einfach und freundlich; die Farben sind mit vieler Weisheit und Natur behandelt, und es zeigt sich in allem eine ruhige Harmonie.

Von ihm besitzt das Musäum Napoleon: Karl den ersten, König von England, der enthauptet wurde.

Den Grafen Franz von Moncade, zu Pferde.

Den Grafen Luc, mit einer Pomeranze in den Händen.

Die Bilder der Fürsten, Karl der Erste, Kurfürst, und Prinz Robert, sein Bruder.

Johannes Richardot.

Mehrere unbekannte Männer und Frauenbildnisse, und dann noch die herrlichen Gemälde: Alexander Scaglia, und Kardinal Bentivoglio, die ich geneigt bin für seine besten zu halten. Dieser Meister wird hier von guten Künstlern fleißig studirt. Man sieht es selbst in Gerards Werken, daß er ihn zu schätzen weiß, wie wohl Gerard sich höher fühlt, und höher steht als er. Robert Lefebre aber scheint sich ganz nach van Dyk gebildet zu haben.

Um wieder auf die Darstellungen des gemeinen Lebens zurückzugehen, so fehlt es hier nirgends an Ostaden, Teniers, Steens u. s. w. Nur die beiden ersteren zählen für mich, denn in ihnen allein finde ich wahre Kraft, Originalität und Laune. Sie haben meist die Karikatur der Gemeinheit gemacht, aber eine so fröhliche Karikatur ohne alle Bosheit hat nichts Widriges, wie etwa die Hogarthschen, die mir in der Seele zuwider sind.

Die besten hier befindlichen Gemälde von Adrian von Ostade, unter den achten, die sich hier von diesem Meister befinden, sind ohne Zweifel seine Familie, von der ich Dir oben gesprochen, der Schulmeister und der Tabackraucher.

Von seinem Bruder und Zögling Isaak van Ostade sind drei Gemälde hier: die Winterlandschaft, die Reisenden und der Bauer vor der Schenke. Vom alten Teniers besitzt das Musäum

nur ein Gemälde, von seinem Sohne dagegen 14. Auf seiner Zubereitung eines Gastmahls ist das Stilleben sehr fleißig und gut behandelt; dann sind seine Kartenspieler sehr charakteristisch und drollig, und auf seinem verlornen Sohne, wo er seine eigene Familie abgebildet hat, die in einer heitern Landschaft geschmückt im Freien an einer reich besetzten Tafel sitzt, hat er sich selbst recht herrisch und kräftig dargestellt, und seine ihm zur Seite sitzende Frau, mag in seinem Lande für eine Schönheit gegolten haben. Daß der verlorne Sohn und seine muntere Gesellschaft in niederländischer Tracht sind, muß man ihnen nicht übelnehmen. Die Niederländer nahmen es mit solchen Anachronismen auf keine Weise genau; sie kleideten alles in ihre Landestracht, paßten alles in ihren Nationalcharakter, und mochten sich niemand, den sie malten, anders vorstellen als einen Landsmann. Auf gleiche Weise zeigt sich auch ein Diogenes auf dem Markt mit der Laterne, dem einzigen Gemälde, das wir hier von Hiob Berkheyden besitzen, der Philosoph in Holländischer Tracht, mit einer Mütze auf dem Kopfe. Die Gegend ist ein Markt von Harlem, und der Künstler hat auf das Pflaster besondern Fleiß verwandt. Auch nicht eine Spur von Griechischen Zügen. Für Berkheyden und seine Zeitgenossen mußte Diogenes ein Holländischer und wunderlicher Käsehändler seyn.

Vortreffliche Holländische Gegenden sind hier, von Delen, Goyen, Johannes van der Heyden, Saftleven, Heinrich van Steinwik, u. n. a.

unter denen besonders einig von Joh. van der Heyden ihres Gleichen suchen: das Stadthaus von Amsterdam, auf dem Platze mit den umher liegenden Gebäuden; ein Stadtthor von Antwerpen mit dem hinteren Theil der Jesuiterkirche; der Platz vor der Kirche in einer kleinen Holländischen Stadt, und ein Dorf, an einem Kanale. Diese in ihrer Art unschätzbaren Stücke, mit ihrer Wahrheit, ihrem Fleiße, ihrer schönen Luft, ihrer vortrefflichen Beleuchtung, sind mir so lieb als irgend gute Italiänische mir seyn können, wenn einem gleich die Luft darin nicht so duftig und Wonne athmend anweht, wie dort, wo Claude Lorrain uns Italiens Himmel hergezaubert hat. Man sieht diesen Gemälden das entgegengesetzte Klima an. Italiens Lüfte locken aus der Seele die geheimsten Gefühle poetischer Schwärmerei; hier blühen die Künste, hier wirken die Leidenschaften in all ihrer Gluth und Kraft. Der Niederländische Himmel aber ist ruhiger, kühler, farbenloser, auch hier giebt es Kunst, Leidenschaft, Liebe und Ehrsucht, aber wie anders, wie systematischer und ruhiger als dort!

Von den Italiänischen und romantischen Landschaften dieser Schule spreche ich später, wenn von den Italiänern und Claude Lorrain die Rede ist.

Was soll ich dir vom Stillleben sagen? Liebst du es? Was mich betrifft, so sagt mir ein lebendiges Köhlhaupt mehr als ein gemaltes; geschlachtete Thiere sind mir überall zuwider, und Blumen sehe ich am liebsten

blühen, wiewohl dies noch die freundlichste und bedeutendste Art von Stillleben ist, die zu einer solchen Vortrefflichkeit gebracht, wie van Huysum in Blumen und Fruchtstücken erreicht hat, und wie sie sich jetzt in van Daels und van Spaendonks Werken zeigt, einem sehr lieb werden kann.

Ehe ich nun zur Französischen und Italiänischen Schule übergehe, laß mich mit Dir von hiesigen alten Meistern aus der Teutschen und Niederländischen Schule sprechen, und von solchen, wie der phantastische Breughel, der wackere Bartolomäus van der Helst, die aus der Manier und dem Charakter der vorhergenannten heraustreten.

Es giebt Augenblicke, wo mich die seltsamen Gestalten und die bunte Verwirrung der zwei Breughel ergötzen mögen; vom Höllen-Breughel ist nur ein Gemälde hier, Christus, der die Seelen aus dem Fegefeuer erlößt. Von ihm finden sich Gemälde bei verschiedenen Gemäldehändlern, wo ich z. B. den h. Antonius gefunden habe, das lustigste Bild das man sich denken kann, wegen der phantastischen Teufelsgestalten. Von Peter Breughel, dem Vater, sind nur zwei Gemälde hier, ein Flandrisches Dorf und der Bauerntanz.

Von Samuel Breughel besitzt das Musäum eilf Gemälde, unter denen die vier Elemente bei weitem nicht

so sauber und phantasiereich sind, als die vier Jahreszeiten bei Lucian Bonaparte. Seine Schlacht des Darius ist nicht ohne Verdienst, welch ein Unterschied aber in dieser Schlacht, und in der des alten van Eyk! Das Breughelsche Gemälde, das mich hier am meisten ergötzt, ist das irdische Paradies, die Figuren sind von Rubens. Adam und Eva in einer hellen Landschaft. Sie, in der jugendlichen Schönheit eines gesunden frischen Weibes, an der nichts ungestaltet ist, reicht dem Adam einen Apfel, indeß sie mit der Rechten nach dem Baum langt um noch einen zu pflücken, dessen Zweig die Schlange auf dem Baum zu ihr hinabbeugt. Wie einladend diese Eva aussieht! Nicht ohne Grazie ist ihre Stellung und das lange blonde Haar, ein Spiel der Winde, um ihren Schoos fliegend, ist recht wehend und seiden. Adam sieht zweifelhaft aus und lüstern, wie einer der sich noch eben zu fassen sucht und nicht weiß, daß er sich nun nicht mehr fassen kann. Die Arbeit in diesen Figuren ist vollendeter und feiner, als man sie sonst an Rubens gewohnt ist. Das Bild ist in verjüngtem Maaßstabe. Doch wie artig und ausdrucksvoll die Figuren auch seyn mögen, so ist es unmöglich den schönen und seltenen Vögeln und Thieren nicht einen Blick zu schenken, die im Gebüsch, auf den Bäumen, im Rasen, in natürlichen Gruppen umherflattern und leben, und im hellen Licht des Sommermorgens den Purpur, den Sammt, die metallischen Reflexe und die reichen Farben ihrer Federn und Felle auf das artigste schimmern lassen, wobei noch eine schöne Katze gar drollig ist, die sich an das Bein der Eva

schmiegt und streicht, und bedeutend aus dem Bilde herauskuckt, so daß es unmöglich ist, sie ohne Lachen zu sehen. Bei all der Laune dieser Ideen würde dies Gemälde wenig Werth haben; ohne die vortreffliche und glänzende Behandlung der Farben und die Sauberkeit der Ausführung. Diese Art, in kleinen Gemälden die hellsten und muntersten Farbentöne anklingen zu lassen, habe ich nirgend in modernen Stücken gefunden, ausser in den lieblichen Werken des Richard, Davids Schüler. Das berühmte Gemälde der Preisvertheilung der Burgemeister von Bartholomäus van der Helst, und ein Männerbildniß, sind die einzigen Werke, die das Musäum von diesem braven und fleißigen Künstler besitzt. Mit welcher Naivheit, welcher Kraft, welcher Kunst und welchem unendlichen Fleiß ist diese Preisvertheilung behandelt! Nichts darin, daß sich nicht als ein vollendetes Ganze einzeln anschauen ließ und nicht wiederum zur Harmonie des Ganzen gehörte. Wenn nun die Wahrheit und Freimüthigkeit der Stellungen, der männliche individuelle Charakter der Gesichter, die Reinheit der Form, die Lebendigkeit der Gruppe Bewunderung verdienen, so ist es zugleich zum Erstaunen, wie die Stoffe und Metalle, der Sammt, die Seide, die goldnen reich verzierten Gefäße mit aller ersinnlichen Treue und Wahrheit bis zur kompleten Täuschung dargestellt sind, und so, daß kein Pinselstrich den darauf verwandten Fleiß verräth, wie wohl bei Mieris und oft sogar bei Gerard Dow dies der Fall ist. Auch die Behandlung der Gestalten ist edel und würdig,

es ist Natur, wie sie täglich erscheint, nicht idealisirt, sondern aus einem freimüthigen und kräftigen Gesichtspunkt genommen.

Von diesem Meister geh ich am liebsten zu den guten Alten über, und zu den Teutschen; es giebt hier eine Kreuzesabnehmung von Lukas Cranach, verschiedene Albrecht Dürer, Hans Holbein, Lukas von Leyden, Anton Claißens, Metsys und dem ältesten von allen: Johannes von Brügge (van Eyk).

Von ihm gewährte mir die Hochzeit von Kanaan und das Lamm der Apokalypse*) große Freude; wiewohl letzteres sehr in den Farben gelitten hat. Was mir diese vortrefflichen Gemälde interessant macht, ist nicht ihr Alterthum und die Sage, daß Johannes van Eyk die Oelmalerei erfunden, denn diese ist noch zweifelhaft. Tiraboschi, Baldinuni und andere Italiäner sprechen von alten Denkmalen der Oelmalerei, zweihundert Jahre vor Cimabue in Italien existirend, und Friedrich Schlegel macht uns in der Europa auf ein altteutsches Gedicht aufmerksam, in welchem es sich zeigt, daß eine Schule der Malerei schon vor uralten Zeiten in Mastricht und Kölln war, welches freilich noch nicht beweist, daß diese Schule in Oel gemalt hat. Johannes von Brügge fand also entweder dies Geheimniß aus

*) Johannes van Eyk machte dies Gemälde für Philipp von Burgund.

alten Spuren hervor, oder er fiel selbst auf diese Art zu malen. Das kann uns gleichgültig seyn, wenn wir seine Werke anschauen, in denen ein großer und edler Geist mit Leben und Schöpferkraft wirket; und wo sich die Farbenbehandlung so weise, kunstvoll und fleißig, als kühn und harmonisch zeigt.

Eine Schlacht von Alexander und Darius, die dem van Eyk zugeschrieben wird, war lange Zeit in dem Badezimmer des Kaisers zu St. Cloud, weil er sich daran ergötzte, ist aber nun wieder auf dem Musäum. Bis jetzt war sie noch nicht ausgestellt. Auf dieser Schlacht sind die Figuren in kleiner Miniatur, in Oel, eines Fingers lang auf dem ersten Plan, und von der höchsten Vollendung, voller Kühnheit und Poesie der Gedanken. Wenn der Künstler sein ganzes Leben darauf verwendet hätte, sie würde nicht sorgfältiger ausgemalt seyn. Zwar sind die Figuren im Ritterkostum, Griechen sowohl als Perser, und auf den wehenden Fahnen sind Altteutsche Verse zu lesen; doch die schöne Phantasie in welcher das Ganze entworfen ist, läßt solchen Anachronismus gern verzeihen; denn wer eine Heldenschlacht recht lebendig vor Augen haben will, der sehe dies Gemälde, wo alles vereinigt ist, was Tapferkeit, Männerschönheit, Heldenfeuer, Tod und Sieg, hohes und reines an Anschauungen enthalten; wo die Morgensonne, die sich erhebt über die Sieger, poetisch auf Alexander deutet, wo die reiche herrliche Gegend mit Städten, Thürmen, blauen Gebirgen und unendlicher Landschaft der würdige Schauplatz hoher

Thaten ist. Noch ist es zum Erstaunen, wie bei all dieser Kühnheit und unendlicher Fülle der Ansichten eine Genauigkeit in der Ausführung der Nebenumstände ist, so daß man die Fasern an den Reigerbüschen zählen möchte; und die Nägel an den reichen und zierlichen Rüstungen. Dabei läßt sich auch in den entferntern Gesichtern der Hauptzug des Griechischen Ideals unterscheiden, (ein Beweis, daß der Künstler Antiken gesehen und studirt) und die näher dem ersten Plan sind, tragen alle einen heroischen und eigenen Charakter. Solche Mühe und solches Streben ließen sich die Alten nicht verdrießen, denn sie arbeiteten mit Liebe zur Kunst, und mit inniger Freude an der Natur, deren Schönheit sie zur Bewunderung und Ehrfurcht bewog. Wir Neuern hingegen arbeiten meist mit Selbstliebe und Selbstbewunderung, die wenigen ausgenommen, in deren Werken sich neue Lebenszeichen der Kunst offenbaren.

Bonapartes Vergnügen an diesem alten herrlichen Gemälde kann man sich recht erklären, und es mag der Nachwelt ein Beweis mehr von der Wahrheit der Anschauungen darin seyn, denn einen Helden und Krieger, wie Napoléon Bonaparte, kann nur ein solches Bild ergötzen, in welchem das ächte Feuer der Schlacht glüht und lebt, und Erinnerungen erwecket.

Von Albrecht Dürer besitzt das Musäum wenige, und nicht von seinen besten Werken. Wie möchte man den Geist des großen Meisters in der hiesigen Kreuz-

zesabnehmung, in Maria und Anna und in zwei Männerbildnissen erkennen? Wer in Teutschland nichts von Albrecht Dürer gesehn, der gehe in das Musäum der Augustiner, wo einige herrliche Glasmalereien von ihm vorhanden sind. Auch im Kabinette des Baron van Hoorn ist von ihm ein Gemälde, welches die hiesigen weit übertrifft.

Wer möchte nicht den geschundenen Richter von Anton Claissens aus der Gallerie herauswünschen? Schon haben einige junge Künstler mit dem Federmesser einen eben nicht ganz unverzeihlichen Muthwillen an diesem Gemälde verübt, welches doch seines Alters und einiger guten Köpfe wegen merkwürdig ist. Doch welch eine Schande für die Kunst, wenn sie zu solchen Gegenständen ihre Zuflucht nehmen müßte! Zwar giebt uns das Alterthum im Laokoon ein Muster der Vollkommenheit, und Martern wurden von den besten Künstlern dargestellt; aber in welch verschiedenem Geiste! Das Widrige der Marter ist vermieden und der Uebergang zum höchsten Schmerz der Phantasie überlassen, denn die Kunst soll und muß über diese Gränze nicht schreiten.

Dies Gemälde ist eins von denen, welche die Menge am meisten anlocken, wie ich an öffentlichen Tagen bemerkt habe. *) Es fällt auf, wegen seinem widrigen und

*) Zwei Tage der Woche sind für das Publikum bestimmt, die übrigen für Künstler und Fremde. Freitags geht niemand auf das Musäum.

blutigen Anblick, und die guten Bürgersleute freuen sich darum, weil es das einzige der Art ist, und sie recht erschreckt. Mit dem Laokoon ist es nicht eben so, eben weil er höher ist, und nicht verstanden wird. Das abgestreifte Bein des geschundenen Richters aber, und sein Zähneknirschen dabei, kann jedes Kind verstehen.

Das Seitenstück: die Verurtheilung, wird fast gar nicht betrachtet, wiewohl darauf sich vortreffliche Köpfe befinden, und die Angst und späte Reue des verurtheilten Richters in seinem Gesicht meisterhaft ausgedrückt ist.

Von Metsys, der Dir aus L. Tieks Sternbald bekannt und lieb ist, ein Gemälde in drei Abtheilungen, die Geschichte der heil. Elisabeth vorstellend. Es befinden sich auf der Hauptabtheilung vortreffliche Köpfe.

Noch ist ein gleiches Bild in drei Abtheilungen von dem alten Meister Hemmelink merkwürdig, auf welchem ein St. Wilhelmus befindlich ist.

Eine seltne Vereinigung von Bildnissen des Johannes Holbein befindet sich hier: der berühmte Didier Erasmus, zweimal; Thomas Morus als Jüngling und als Greis. Robert Chesemann, Kratzer, der Erzbischof von Canterbury, Anna von Cleve, Johanna Seymour, und mehrere andere von unbe=

kannten Männern und Frauen, unter denen ein wunderartiges Weibchen mit gelbem Schleier, schwarzem Mieder und zarten Händen, die kreuzweis auf die Brust gelegt sind.

Es ist zu verwundern, wie ich seit vier Jahren hiesigen Aufenthalts vor diesen Werken, von denen so unendlich viel zu lernen wäre, auch nicht eine Staffelei gesehen. Alle sind vortreflich konservirt. Auch ein historisches Bildniß von diesem Künstler ist hier, die Opferung Isaaks, worauf viele Figuren, die einen rothen Strumpf tragen, vermuthlich als Adelszeichen. Ich kann nicht begreifen, warum der Künstler einen so gewaltigen Anachronismus mit Fleiß begangen, noch was die mehreren Figuren auf dem Bilde sollen, da Abraham doch mit seinem Sohne allein war. Bei alle dem sieht mir dies Bild mehr nach Albrecht Dürer als nach Holbein aus.

Manche Künstler nennen den Holbein den Teutschen Raphael, andere Leonardo, gewiß mit Unrecht, wiewohl ein gewisses geistiges Etwas in seinen Bildern an diese beiden Künstler dunkel erinnnert. Ein tiefes Leben athmet in diesen Bildern, und eine bis auf die höchste Gränze gebrachte Treue, aber durchaus keine Phantasie. — Lieblicher und ahnungsvoller sind Leonardo und Raphael, und Tizian nicht minder, der noch glänzender ist, als beide; aber so treu und vollendet hat keiner von diesen drei Meistern seine Bildnisse ausgemalt, und ich glaube nicht, daß es zu wünschen wäre, daß dieser unendliche Fleiß auf die

Malerei fortgepflanzt würde. Solche umständliche Wahrheit braucht es nicht, da das Wesen der Wahrheit, sobald es nur in ächten Zügen sich ausspricht, immer noch genug sagt, wenn es auch nur in einem leisen Anklang zu vernehmen ist. Wie schön es auch ist, von großen Männern ein zweites Ich für die Nachwelt herzuschaffen, in ihrer ganzen Eigenheit, so daß keine Nüance verloren geht, so ist es doch einleuchtend, wie weit schöner es ist, Raphael, Leonardo, Tizian zu seyn, als Holbein, wenn man bedenkt, wie viel Aufopferung von Zeit und Mühe und vermannichfaltigter Ausbildung der Kräfte zu der Hervorbringung so individueller Anschauungen gehört.

Nach der hiesigen Sammlung zu urtheilen, scheint das Portrait nicht ein wesentlicher Zweig der alten Französischen Schule zu seyn. Die Miniaturmaler haben es am weitesten darin gebracht, und eine solche Vollkommenheit, wie Petitot in seinen kleinen Gemälden zeigt, ist in den großen nicht erreicht worden.

Ein vortrefliches Bild von Nikolas Poussin, von ihm selbst gemalt, befindet sich hier. Ich bin ihm dankbar dafür, so oft ich es ansehe. Wer mag nicht wünschen, den Meister neben seinen Werken zu sehen, und in seinen Zügen die Spuren der Seele zu entdecken, die sich in seinen Gemälden so herrlich offenbart? Nikolas Poussin, liebe Mina, muß jedem so lieb seyn, wie der beste Italiänische Maler, ich möchte sagen, wie Raphael, wenn gleich in ihm nicht eine so liebkosende Anmuth sich zeigt, als in

jenem. — Es ist dem nicht also mit seinen Nachahmern. Wer etwas von Poussin benutzen will, der ahme weder seine Gruppen, noch seine Stellungen nach. Wie genialisch und weise das auch seyn möge, so gehört es ihm allein zu, und läßt sich ihm nicht nach gestikuliren. Der ächte Nachfolger Poussins ist der, welcher die Götter- und Heldenwelt im antiken Geiste sich denken mag, und bei aller Hoheit und Weisheit seiner Kompositionen die sanfte Grazie und die naive Einfalt des wahren Genies nicht vermissen läßt.

Poussin malte meist immer im verjüngten Maasstabe. Als ich einst gegen Denon den Wunsch äußerte, Poussin möchte im Großen gemalt haben, sagte er mir, wie Poussin für den Philosophen und Denker gemalt, mit einer so hohen Simplicität, daß seine Gemälde nur reine Bilder seiner schönen Gedanken sind. In einem Raum, den das Auge leicht umfaßt, gab er seinen Gestalten diejenige Ausführung, welche der großen Nähe der Anschauung vortheilhaft ist. Wer ihn betrachtet, der denkt nicht weiter an Malerei, er sieht Gedanken, in schöner Klarheit und Ordnung der Form, und gern läßt er sich von dem Künstler entführen in das goldne Land der Phantasie, das seine Blicke in traulicher Nähe einladet.

Von ihm besitzt das Musäum Napoléon:

Das Testament des Eudamidas.
Moses als Kind vor Pharao.
Moses und Aaron vor Pharao, wie sie Wunder thun.
Die Marter Skt. Erasmus.

Die Pest der Philister.

Die Entführung der Sabinerinnen.

Das Manna in der Wüsten.

Die Einsetzung des h. Abendmahls.

St. Franz Xaverus in Indien eine Todte erweckend.

St. Johannes der Täufer am Jordan.

Rebecca und Eliezer.

Diogenes.

Salomos Urtheil.

Die Blinden von Jericho.

Saphyrus Tod.

Die Sündfluth.

Euridizes Tod.

Die Himmelfarth der Jungfrau.

Die heilige Familie in einer Landschaft.

Die Zeit, welche die Wahrheit entdeckt.

Aus diesen ein und zwanzig Gemälden, wie aus den vortreflichen Skizzen im Zeichnungensaal läßt sich eine vollständige Ansicht vom Geiste dieses Meisters fassen, so daß es unmöglich ist, seine Hoheit und schöne Eigenthümlichkeit zu verkennen. Alle seine Gruppen geben zuerst eine ruhige und klare Ansicht, welche die Seele leicht und gern faßt und verfolgt. Indem wir uns im Anschauen noch ruhig genießen, entwickeln sich nach und nach die Reize und Schönheiten der vortreflichen Bewegung und Form, die uns entzücken, und mit jedem Moment steigt das Interesse der Kontemplation, und belebt sich das Ganze zu einem vollständigen Gesichtspunkt, mit unendlich feinen

und schönen Beziehungen, und mit vortreflichen Episoden verwebt.

Nun noch der Fond dieser Gemälde! Dort nach jenen dämmernden Gebirgen, in die geheimnißvolle Ferne wird der Geist entführt, in die Unendlichkeit der Ahndungen und der liebevollen Sehnsucht. Der Waldungen lieblich ernstes Grün, die Ansicht der alten Römischen Gebäude in der herrlichsten Architektur führen ihn wiederum zur sanften Ruhe zurück. Diese Landschaften bedürfen nicht der Magie und blühenden Farbe des Claude Lorrain, um zu entzükken; es athmet in ihrer Farbe ohne Schimmer eine Melancholie, eine Seele, die unbegreiflich rührend und reizend zu uns spricht.

Die schönsten Hintergründe zu Poussins Gemälden sind im Diogenes, in der Euridize, und in Rebecka und Elieser. Dies letztere ist mir eins der liebsten, es athmet ganz den seeligen Geist der goldenen Zeit des Patriarchen Lebens. Nie sehe ich es an, daß es mich nicht beruhigte, und zu freundlichen Bildern beseelte. Wie lieblich an der Säule die Gruppe von den drei Mädchen! Mit welcher kindischen Aufmerksamkeit jene dort am Brunnen die köstliche Perlenschnur beschaut! Wie schön die halb knieende Figur, die im Profil nach Rebecka hinschauend, den Wasserkrug ihrer Gespielinn anhält, die ihn verschütten würde. So sehr ist sie erstaunt und neugierig wegen Eliesers Ankunft. Das Haupt des knieenden Mädchens ist ein Griechisches Profil, und die Haare sind auf das geschmack-

vollste und zierlichste gewunden und geflochten. Noch ist eine Gestalt im Fortschreiten gar lieblich, die den Krug mit beiden Händen auf dem Haupte hält, und die Stellung zweier andrer, die sich umschlingend und in zierlicher Wendung sich umschauend davon gehen — vermuthlich um die Begebenheit zu erzählen — ist von unglaublichem Reiz. Die sittsamen, simpeln und zierlich geordneten Draperien, die raschen, anmuthsvollen Bewegungen, die reinen Formen, die freundliche Verschlingung und Verwebung der Gruppen, über alles aber das eigentliche Leben im Gemälde, das so rein aus der Natur gegriffen, so ganz die naive Grazie und kindische Neugierde der Jungfrauen ahtmet, gewähren uns eine beseelte und erheiternde Anschauung, die jedoch auch wiederum dazu dient, die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand der allgemeinen Neugierde, auf die Hauptgruppe zurückzulenken. Das Geschmeide darreichend steht der alte Elieser vor der Jungfrau, die den Krug zu ihren Füßen, die eine Hand voll Erstaunen auf die Brust legend, mit der Andern das himmelblaue Oberkleid mit goldner Borte haltend, in ernster liebenswürdiger Jungfräulichkeit und Unbefangenheit ihn anschaut. Ihr blondes Haar ist gescheitelt und in zierlichen Flechten aufgesteckt; auf dem Wirbel ist ein Schleier angeheftet, der auf die rechte Schulter leicht hinfallend, von dort herum in schönen Falten um den jungfräulichen Busen sich windet. Die Arme sind bloß bis an den Ellenbogen. Die reinste Sittsamkeit zeigt sich in Kleidung und Gestalt.

Wo ist der Meister, der uns eine solche Idylle, mit

einer solchen Ruhe und rührender Naivheit darstellen möchte, wenn er nicht ein Liebling der Kunst und ein treues Kind der Natur ist? Unsre Landsleute sind zu sehr geneigt den Poussin zu verkennen, ich bin selbst durch diese Schule gegangen, bis mich ein langes Studium und eine prüfende Vergleichung zwischen ihm und anderen Meistern eines Bessern belehrt haben. Ich läugne nicht, daß seine harten, grellen und trocknen Farben im Anfang einem sehr zuwider sind, aber doch siegt über diese Unvollkommenheit der vollendete hohe und edle Geist, der das Ganze so innig belebt, daß diese Rücksichten verschwinden müssen, oder daß man sie wenigstens den Schönheiten in Poussins Werken gern aufopfert. Auch seine Zeichnung, im Allgemeinen von Raphaelischer Reinheit und Lebendigkeit der Bewegung, hat im Einzelnen Fehler. So ist z. B. der Arm der Rebecca, der das Gewand hält, zu steif und hölzern; in der Pest der Philister steht ein überaus verfehlter Knabe, und so haben sich hin und wieder kleine Unvollkommenheiten eingeschlichen. Wie aber möchte man sie nicht übersehen, da, wo in ihrer Nachbarschaft, die kühnsten Stellungen und die anmuthigsten Verhältnisse unser Auge erfreuen!

Von Lebrun werde ich Dir wenig sagen, Liebe. Das Musäum besitzt seine vorzüglichsten Schlachten, an denen mir die Künstler vergebens die Kühnheit der Phantasie und Fülle der Anschauungen preisen; ich verstehe, kenne und liebe sie nicht, und nachbeten mag ich Niemanden. Lieber, als dies alles, ist mir sein anmuthiges Be-

nedicite, von Christus hergesagt. Es ist keine heilige Familie im idealischen Geist, aber doch in so fern, als Reinheit, Rechtlichkeit, Ruhe und Eintracht eine Familie heiligen. Das Christkind ist gar zu naiv und lieblich!

Von Mignard ist die Madonna mit der Traube nicht ohne Reiz. Dennoch sind außer Poussin und Lesueurs Werken dieser Art die Französischen Familien nur Variationen und Nachahmungen von den Italiänern.

Von Lahire eine geistermäßige Komposition von großem Verdienst der Farbe und der Beleuchtung. Es ist in Glacis gemalt, nach der Weise des Andrea del Sarto und der spätern Venetianer. Der h. Franziskus steht im Todtengewölbe aufrecht, die Hände faltend, wo ihn Pabst Nikolas V. mehrere Wochen nach seinem Tode findet. Der Pabst gebückt hebt das Gewand von seinen Füßen auf, und bezeugt ein ehrfurchtsvolles Erstaunen. Andere Geistliche, in verschiedenen Ausdrücken des Erstaunens und des Zweifels sind umher gruppirt, die Beleuchtung ist schauerlich, helle Massen, mit Helldunkel und Nacht wechselnd, von kunstreicher Wirkung. Die Köpfe fast alle sind hell gehalten. Der purpurne Halskragen des Pabstes ist von bewunderungswürdiger Kraft und Glut der Farbe, und die Köpfe alle sind sehr karakteristisch. Was verlangst du von Vouet, Jouvenet, Bon Boulogne, Bourdon, Coypel, Vanloo u. dergl. zu wissen? Sie bereichern die Französische Schule

mit Lückenbüßern, wie die spätern Italiäner in der Italiänischen gethan; für mich haben nur Lesueur und Poussin in der alten Französischen Schule Gewicht, und ich meine diese beiden wären hinlänglich, ihr die Unsterblichkeit, und den Rang neben der Italiänischen anzuweisen.

Von Lesueur, liebe Freundinn, sprech ich erst in meinem zweiten Briefe, und im zweiten Theile dieses Werkes, den ich dir zum Neuenjahre sende. Jetzt ist die Gallerie zur Hälfte verschlossen, da man darauf bedacht ist, sie ganz und gar von oben zu erleuchten. Dies Unternehmen erfodert Zeit, und da jetzt auch die meisten Italiäner verschlossen sind, und außer den jetzt bekannten, noch eine Menge der trefflichsten Meisterstücke weder bekannt noch ausgestellt sind. Es ist schwer sich mit dem allen bekannt zu machen, sich aus dem allen zu finden, dennoch danke ich der Administration des Musäums, und den hiesigen Künstlern manche Erleichterung, ohne die ich ein solches Unternehmen nie zu Stande bringen könnte; und was mir noch an Schwierigkeiten zu überwinden bleibt, will ich gern mit Muth bestreiten, in der angenehmen Hoffnung, auf Dich, meine Freundinn, und auf andere Verehrer der Kunst einen Theil des Genusses zu übertragen, den mir diese Schätze gewährten.

Den Skizzensaal bewahre ich für den zweiten Theil auf, um so mehr, da eine Menge Sachen noch nicht ausgestellt sind, und da wir Herrn Denon aus Italien mit einer Menge neuer Zeichnungen zurück erwarten.

XX.

Die Antiken-Gallerie.

Die unsterblichen Schätze dieser Sammlung sind der ganzen gebildeten Welt durch die großen Schriftsteller bekannt, welche darüber geschrieben haben, als sie sich noch in Italien befanden. Nichts desto weniger bleibt mir noch ein Wörtchen darüber übrig, ohne — wie manche meiner Landsleute — Viscontis vortrefflichen Katalog zu übersetzen. Jetzt aber sind eine Menge interessanter Kunstwerke noch nicht ausgestellt; ein Gebäude bewahrt sie auf, welches im Garten der Infante stehet. Zum Neuenjahre, im zweiten Theile dieses Werkes, erscheint eine Uebersicht dieser herrlichen Gallerie, welcher es an Vollständigkeit und durch Viscontis gütigen Rath und Beistand, an Richtigkeit und Interesse nicht mangeln soll.

Inhalt
des ersten Theils.

Seite

Zueignung an *Vivant Denon.* 3

Einleitung. 5

I. Kaiserliche Schlösser.

1. Malmaison. Lustschloß der Kaiserin. 11
2. Villiers; Lustschloß des Prinzen Murat. 23
3. Klein Trianon bei Versailles. 26
4. Saint Cloud. 27

II. Der Kaiser in Boulogne. 35

III. Der Kaiser in Cöln. 1803. 40

IV. Der Mameluck Rustan. 46

V. Schilderung der Französinnen Madame J. Recamier und F. Beauharnois. 49

VI. Sommerabende auf dem Lande.

1. An Rousseau. 64
2. Die Hütte. 65
3. Die Abtey St. Denis. 66
4. Junius Morgen. 72
5. Der Geliebte. 73
6. Reiz des Lebens. 74
7. Klage. 77
8. Der ländliche Ball. 78
9. Die Feste der Heiligen. 80
10. Der Ball auf dem Schlosse. 81
11. Ländliche Belustigungen der schönen Welt. 85
12. Das Bad im Flusse. 86
13. Lebensglück. 88

VII. Die Kunstausstellung. 94

VIII. Klagen der Maria Stuart um ihren Gemahl Franz. 112

Seite
IX. Lied des Gerhard von Nevers von seiner Euriantye. 126
X. Klaglied der Fürstin Eglantina um Gerhart. 127
XI. Sonnet Justinens von dem schlafenden Ritter im Walde. 128
XII. Die Imperial-Bibliothek. 129
XIII. Die Manuskripten-Bibliothek. . . . 137
A. Orientalische Manuskripte. 138
1. Chinesische und Tartarische Manuskripte. 138
2. Indische Manuskripte. 141
3. Arabische Manuskripte. 145
4. Persische Manuskripte. 146
B. Gallische Manuskripte. 156
XIV. Etwas über die Mythologie der Indianer. 170
XV. Das Kupferstich-Kabinett bei der Imperialbibliothek. 175
XVI. Pius der Siebente in Paris. 176
XVII. Kunstkabinette in Privathäusern.
1. Kabinett von Lucian Bonaparte. . . . 179
2. Kabinett des Barons von Hoorn. . . . 188
3. Kabinett des Hrn. Collot. 192
4. Lustschloß und Kunstsachen des H. Sommariva in Epinay. 193
XVIII. Gemäldegallerie im Pallast des Luxembourg. 198
XIX. Das Museum Napoleon. 213
XX. Die Antiken-Gallerie. 246

X (1+2) VIII.89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Chézy, Helmina von, 1783-1856

Leben und Kunst in Paris seit Napoleon dem Ersten

Bd.: 1

Weimar (1805)

Gall.rev. 402-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10422193-2